

S. 15f!

OSTTIROLER HEIMATBLÄTTER

Heimatkundliche Beilage des „Osttiroler Bote“

NUMMER 9-10/2019

87. JAHRGANG

500 Jahre Maximilian I. (1519-2019)

Beiträge des Bezirks Lienz zum Tiroler Gedenkjahr



Maximilian I. und das Pustertal

25. Mai 2019
Museum Schloss Bruck, Lienz



Das Jahr 2019 stand ganz im Zeichen eines berühmten Habsburgers: Kaiser Maximilian I. In allen Bezirken des Landes wurde des 500. Todestages Maximilians am 12. Jänner 1519 gedacht. Über das Jahr verteilt, fanden über 250 Veranstaltungen – in Tirol und auch darüber hinaus – statt. Die Bandbreite reichte dabei von Vorträgen, Ausstellungen, Festen, musikalischen und künstlerischen Beiträgen bis hin zu kulinarischen Schmankerln wie dem „Max-Burger“ oder einer Maximilian-Praline. Mit diesen vielfältigen Veranstaltungen hat das Land Tirol mit seinen Partnern, der Stadt Innsbruck, Innsbruck Tourismus und der Tirol Werbung, versucht, der facettenreichen Persönlichkeit des Kaisers gerecht zu werden. Maximilian hat Tirol wie kaum ein Herrscher vor oder nach ihm geprägt und geliebt und Einfluss auf Kunst, Architektur, Verwaltung, Wirtschaft und die Grenzen des Landes genommen. Das Team des Maximilianjahres hat dabei versucht, den Mensch Maximilian von der Vergangenheit in die Gegenwart zu holen. Zu Lebzeiten hatte Kaiser Maximilian schon die Bedeutung der Medien für sich erkannt und wirksam einzusetzen gewusst. Im Jahr 2019 trat er daher zeitgemäß mit einem Instagram- und Facebook-Account in Kontakt mit einer internationalen Fangemeinde.

Auch der Bezirk Lienz hat das Gedenkjahr mit mehreren Beiträgen bereichert. In erster Linie ist hier das Symposium „Maximilian I. und das Pustertal“ hervorzuheben, das am 25. Mai 2019 auf Schloss Bruck stattgefunden hat. Sechs aus dem Bezirk stammende bzw. mit Osttirol in enger Beziehung stehende Wissenschaftler deckten in ihren Vorträgen wesentliche Themenkreise im Zusammenhang mit Maximilian I. und dem Pustertal ab. Im Jahr 1500 beerbte Maximilian, seit 1490 Landesfürst von Tirol, den letzten regierenden Grafen aus dem Haus Görz und vereinigte den größten Teil des Pustertales inklusive Lienzener Raum mit der Grafschaft Tirol. Die sechs Vorträge werden in dieser Ausgabe der Osttiroler Heimatblätter in leicht gekürzter Form veröffentlicht.

In den musikalischen Beiträgen zum Gedenkjahr war ebenfalls viel vom Zeitgeist der Jahre um 1500 zu spüren. Am 24. Mai bot das Barockensemble Anras in der ehemaligen Görzner Residenzburger zusammen mit dem Gesangsensemble StimmOktav Renaissancemusik aus maximilianischer Zeit. Im Rahmen des Festivals für aktuelles Musiktheater mit dem klingenden Namen „Die sieben Leben des Maximilian“ begeisterte am 20. Juni die renommierte „Musikbanda Franui“ mit dem Puppenspieler Nikolaus Habjan, dem Obertonsänger Christian Zehnder und den Solisten des Chors des Bayerischen Rundfunks rund 900 Besucher auf Schloss Bruck und in der RGO-Arena in Lienz.

Mit der Gesamtheit dieser vielfältigen Aktionen im Maximilianjahr ist es den Initiatoren gelungen, den Kaiser wieder zum Leben zu erwecken und seine Person und seine Bedeutung für das Land Tirol stärker ins Bewusstsein zu rufen.

Dr. Isabelle Brandauer
Projektkoordinatorin Maximilianjahr 2019

Michael Forcher

Lorbeerkranz und Schmutzwäsche

Von der Schwierigkeit, ein Lebensbild Kaiser Maximilians I. zu zeichnen

Oft wurde und wird in diesem Maximilian-Gedenkjahr die viele Lobhudelei kritisiert, die man dem Kaiser und letzten Ritter entgegenbringe. Zu Unrecht, wie ich meine, weil man gerade in Tirol erfreulich differenziert mit diesem unbestritten bedeutenden Herrscher an der Zeitenwende umgeht und umging. Es wird bei aller Betonung seiner Leistungen auf vielen Gebieten nicht verschwiegen, was Maximilian I. – aus heutiger Sicht – falsch gemacht hat und welche durchaus negativ zu sehenden Charaktereigenschaften ihm zu eigen waren. Dagegen gefielen sich selbst seriöse Zeitungen darin, den Habsburger als Kriegstreiber, Bankrotteur und Weiberhelden hinzustellen. So schrieb die „Süddeutsche Zeitung“ (24. April 2019, Seite 11) in einem Bericht über eine Ausstellung in der Österreichischen Nationalbibliothek: „Er liebte Ritterturniere und interessierte sich für Kriege, die übrige Zeit vertrieb er sich mit der Jagd. Und lief ihm eine Frau über den Weg, die ihm gefiel, machte er von seiner kaiserlichen Macht Gebrauch, um großzügig den Samen des Habsburgergeschlechts zu verbreiten. Die Geschichtswissenschaft argwöhnt, eine Geschlechtskrankheit sei's gewesen, die ihn im Jänner 1519 fortraffte.“ – Abgesehen davon, dass der letzte Satz frei erfunden ist – mehr Schmutzwäsche geht wohl nicht. Sie könnte mit noch so vielen Lorbeerkränzen nicht aufgewogen werden. Warum ist es denn so schwierig, Kaiser Maximilian objektiv darzustellen?

1. Weil so viele unterschiedliche Facetten seines Lebens und Charakters, positive und negative Aspekte unter einen Hut zu bringen sind und dabei auch noch beachtet werden sollte, dass zu Maximilians Zeiten nicht alles negativ und kritisch gesehen wurde, was wir heute vielleicht als dunkle Punkte seiner Biographie und seines Handelns ansehen. Auch der Standpunkt, von dem aus ein Urteil gesprochen wird, muss berücksichtigt werden. Ein Franzose wird wohl keinen Lorbeerkranz dafür vergeben, dass Maximilian ein habsburgisches Weltreich begründete.

2. Weil wir heute wesentliche Züge seiner Persönlichkeit schwer verstehen können. Das Bewusstsein des Auserwähltseins zum Beispiel, die Idee des universalen Kaisertums, das über allen anderen christlichen Königen und Fürsten steht. Es ist aber eine Hauptwurzel seines Handelns.

3. Eine Eigenschaft des Kaisers, die den Historikern die Arbeit immer schon erschwerte, hielten sie für Unentschlossenheit, Wankelmut, Sprunghaftigkeit in seinen Entscheidungen. Erst seit den Quellenpublikationen und darauf beruhenden Arbeiten des Lienzler Maximilian-Forschers Hermann Wiesflecker wissen wir mit Sicherheit, dass es seine Verslossenheit und seine Zurückhaltung (um nicht Misstrauen sagen zu müssen) selbst wichtigen Beratern, Sekretären und Mitarbeitern gegenüber ist, die zu dieser Einschätzung führte. Um längst im Stillen getrof-



Kaiser Maximilian I., Seccomale in der Lerschach-Kapelle (Toblach), 1519.

Foto: Michael Forcher

fene Entscheidungen nicht zu früh bekannt zu geben, ließ er seine Umgebung lange im Glauben, er denke und beabsichtige ganz etwas anderes, oder verstreute gezielt unterschiedliche Gerüchte.

Jetzt aber konkret: Was kann uns seriöser Weise veranlassen, den König und Kaiser mit Lorbeer zu bekränzen und was finden wir Erwähnenswertes in seiner Schmutzwäsche?

Als **Österreicher** wird man zu seinen Erfolgen wohl die Erwerbung und Sicherung Burgunds rechnen, auch wenn die der Schweiz benachbarte Freigrafschaft Burgund und die „Niederlande“ nach Maximilians Tod zur spanischen Linie der Habsburger gehörten. Dieser politisch-dynastische Schachzug war der Beginn des Aufstiegs der Habsburger zur Weltmacht.

Als **Österreicher** wird man aber noch mehr Maximilians Beitrag zum Werden unseres Staates würdigen, vielleicht auch noch die Begründung der Donaumonarchie. Als den bedeutendsten aller Habsburger kann man ihn ohne Zweifel und unbestritten bezeichnen.

Die **deutschen Historiker** sind längst von der negativen Maximiliansicht ihrer Kollegen des 19. Jahrhunderts abgerückt, die ihm eine Vernachlässigung des Reichs zugunsten seiner habsburgischen Hausmacht vorwarfen. Schließlich hat nicht er eine damals noch mögliche Reform des Reichs versäumt, sondern die deutschen Fürsten haben es ihm unmöglich gemacht. Sein Bemühen in dieser Richtung lässt sich nicht leugnen, auch wenn für ihn vielleicht die damit verbundene Öffnung neuer Geldquellen das Wichtigste war. Die Vorbehalte bis Kritik früherer Historiker haben auch mit dem Unverständnis einer Zeit des Nationalismus mit dem Universalismus der maximilianischen Kaiseridee zu tun, die noch ganz im Mittelalter verwurzelt war und nationale Gedanken nicht gerade fremd, aber nicht entscheidend waren.

Als **Tiroler** sieht man Maximilian natürlich mit besonderem Interesse. Als er 1490 die Herrschaft im Land vom Cousin seines Vaters, dem Erzherzog Sigmund dem Münzreichen, übernahm, konnte er zwar auf ein geordnetes Behördenwesen aufbauen, holte jedoch gleich seine Tiroler Vertrauensleute an die Spitze der Regierung und Verwaltung und reformierte diese nach den Erkenntnissen, die er in Burgund gewonnen hatte. Das neue Tiroler Regiment galt bald als Musterbeispiel für eine moderne Verwaltung. Unter den von Maximilian und seinen Beratern und Beamten beschlossenen Gesetzen gehört das Tiroler Landlibell von 1511 zu den bekanntesten. Es fasste im Grunde nur ältere Praxis zusammen und regelte die von den einzelnen Gerichten zu leistenden Steuern sowie – und deshalb gilt das 16-seitige Dokument bei den Tiroler Schützen als ihre Gründungsurkunde – die als Anzahl der zur Landesverteidigung aufzubietenden Kriegsknechte.

In der **Tiroler Geschichte** findet man auch alles, was man an positiven Aspekten – wie die Schaffung bedeutender Kunstdenkmäler – und an berechtigten Kritikpunkten am Kaiser zusammentragen kann. Rechnet man viele bleibende und der Bevölkerung nützende Gesetze und die geordnete Verwaltung zu den Pluspunkten, so spielt Tirol auch beim kritischen Thema „Maximilian und seine Kriege“ eine Hauptrolle. Denn das Land war für ihn die Bastion, von der aus der achtjährige Krieg in Oberitalien geführt wurde. Dazu verpfändete der Herrscher die Tiroler Bergschätze und presste immer mehr Geld aus der Bevölkerung. Vergeblich mahnten seine Tiroler Spitzenbeamten, an vorderster Stelle Generalschatzmeister Paul von Lichtenstein, dass der Krieg nicht mehr zu finanzieren sei, ohne das Land und seine Menschen verbluten zu lassen. Maximilian kannte jedoch kein Erbarmen.

Ihn als Kriegstreiber zu bezeichnen, trifft das Problem nicht. Denn das war er sicher nicht. Er war der Meinung, all diese Kriege führen zu müssen. Für ihn war der Krieg ein legitimes Mittel der Politik. Und wenn er seine Ehre verletzt sah oder meinte, ein tatsächliches oder angemessenes Recht durchsetzen zu müssen, und die andere Seite mit Verhandlungen zum Nachgeben nicht zu bewegen war, dann gab es eben Krieg. Von seinen 27 Kriegen waren sicher nicht alle notwendig, manchmal hätte er nachgeben sollen, hätte in Anbetracht der eingeschränkten Mittel nachgeben müssen. Doch das kam für ihn nicht in Frage. Da standen ihm Ehrgefühl, das Bewusstsein des Auserwähltseins, ja wohl auch Hochmut und Stolz im Wege. „Philipp sei fast schon ein Franzos geworden“, klagte er, als sein inzwischen volljähriger Sohn als Herzog von Burgund 1498 mit Frankreich einen Sonderfrieden schloss, auf das Herzogtum Burgund verzichtete und den Lehenseid für Flandern ablegte. Nur so konnte er seine Niederlande vor dem Zugrundegehen retten.

Maximilian war zu solchen Entscheidungen nicht fähig, man muss es so hart sagen. Als 1516 ganz Oberitalien ausgeblutet darniederlag und keine der erschöpften Kriegsparteien einen entscheidenden Sieg erringen konnte, brauchte es ernste Vorhaltungen und die Absage weiterer Hilfe seines Enkels Karl, inzwischen König von Spanien, ihn zum Verzicht auf das umkämpfte Verona und zum Friedensschluss von Brüssel zu bewegen. Erst am Lebensende bekannte Maximilian seiner Tochter Margarethe, die er zur Statthalterin der Niederlande ernannt hatte und die ihre Länder sehr fürsorglich aus den Kriegshändeln heraushielt, dass er wohl zu viele Kriege geführt habe.

Für Tirol brachten Maximilians Kriege nicht nur eine immer unerträglicher werdende finanzielle Belastung. Sie bedeuteten auch, dass das Tiroler Aufgebot praktisch ununterbrochen im Einsatz war, dass tausende Tiroler an den Grenzen Wache halten mussten, um bei den häufigen Misserfolgen im Feindesland den Rückzug der Söldnerheere zu sichern bzw. Vorstöße der Venezianer zu verhindern. Tiroler Fähnlein – erst nach 1600 sprach man von Kompanien – waren auf freiwilliger Basis, vom Landtag bewilligt, auch auf den Schlachtfeldern jenseits der Landesgrenzen im Einsatz; von der Katastrophe im Cadore wird an anderer Stelle dieses Heftes berichtet.

Eng im Zusammenhang mit den Kriegen steht auch Maximilians desaströse Finanzpolitik, die zu immensen Schuldenlasten führte und die man Maximilian schon zu Lebzeiten vorwarf, von Seiten der Gesellschaftsschreibung bis heute vorwirft. Sicher waren die hohen Ausgaben nicht nur kriegsbedingt. Das ständige Herumreisen, die aufwändige Hofhaltung, die Fülle an Kunstprojekten verschlangen ebenfalls Unsummen. Dass er sich sogar bei seinen Beamten und zwar nicht nur bei den vermögenden im höchsten Rang, sondern bis hinab zu den Kammerdienern Geld auslieh, dass er seine zweite Frau Bianca Maria jahrelang in Antwerpen oder Worms in Schuldhaft sitzen ließ, weil er sie nicht auslösen konnte, war schon zu seiner Zeit Anlass für Gespött in ganz Europa. Bis heute hängt ihm der Ruf eines kaiserlichen Bankrotteurs nach. Und das, obwohl ihm in den Bergwerken Tirols ein schier unerschöpflicher Schatz zur Verfügung stand. „*Tirol ist ein Geldbeutel, in den man nie vergeblich greift*“, ist einer seiner häufig zitierten Aussprüche. Die Rücksichtslosigkeit, mit der Maximilian seine Untertanen ausbeutete, trübt ohne Zweifel den Glanz seiner Herrschaft und relativiert auch die Vorliebe, die er für sein Kernland Tirol empfand.

Zu Maximilians Schmutzwäsche gehören auch zeitweilige Ausbrüche von Rachsucht und Grausamkeit. Auch bei diesem Punkt stammt das markanteste Beispiel aus der Tiroler Geschichte. Denn die gegen übliches Kriegsrecht verhängte Hinrichtung der Verteidiger der Festung Kufstein gehört zu den dunklen Punkten in Maximilians Biographie. Schließlich handelte Hans von Pienzenau nur im Interesse und Auftrag seines Fürsten und Dienstherren, des niederbayerischen Herzogs. Diesem

wollte Maximilian als Unterstützer des oberbayerischen Herzogs die Festung wegnehmen. Es war eine Kriegshandlung im Verlauf des bayerischen Erbfolgekriegs. Aber des Pienzenauers hochmütige Ablehnung des Angebots eines freien Abzugs vor der Beschießung durch Maximilians schwere Artillerie erzürnte den König dermaßen, dass er über die 42 bei der Erstürmung der Festung gemachten Gefangenen die Todesstrafe verhängte, sogar über einige Bürger von Kufstein, die sich nach Zerstörung der Stadt auf die Festung geflüchtet hatten, darunter Bürgermeister und Stadtrichter. Sie kamen auf Bitten der anwesenden Reichsfürsten, die dem Schlachten nach 17 Geköpften nicht länger zuschauen wollten, mit dem Leben davon.

Maximilians Verhältnis zu den Frauen eignet sich heutzutage natürlich am besten für ein sensationslüsternes Schmutzwäsche-waschen. Als ich studiert habe, waren seine außerehelichen Beziehungen und „natürlichen“ Kinder noch kein Thema. Heute kann man kein Interview zu Maximilian geben, ohne dass man danach gefragt wird. Aber nicht nur das. Es geht auch um das – wie es Christoph Haidacher formuliert – „*nicht gerade ritterliche Verhalten des letzten Ritters*“ gegenüber seiner zweiten Frau Bianca Maria Sforza. Da nehmen aber selbst die Mailänder Diplomaten aus ihrer engsten Umgebung den König eher in Schutz. Sie geben die Schuld an Maximilians rasch abnehmendem Interesse an seiner zweiten Gemahlin mehr der Mailänderin, tadeln ihr kindisches Benehmen und berichten von ihrem einseitigen Interesse für Essen, Schmuck und Religion. Etwas anderes habe sie nicht im Sinn gehabt. Die Zeugen sind jedoch lauter Männer. Hatten sie genügend Verständnis für die junge Frau und ihre psychische Verfassung am fremden Hof? Sicher ein interessantes Thema, doch werden wir nie wissen, wie es wirklich war.

Genauso wie wir auch nicht viel wissen über die „Schlafweiber“, die zu Maximilians mehr als hundertköpfiger Reisegesellschaft gehörten, meist Frauen vornehmen Standes, die ihm sein Kanzler Zyprian von Serntein und „Außenminister“ Matthäus Lang zuführten. Die Anzahl der „natürlichen Kinder“, die daraus hervorgingen, ist ebenfalls nicht bekannt. Von einigen weiß man die Namen und kennt Eckdaten ihres weiteren Lebens (ein Sohn wurde Bischof von Cordoba, ein anderer Bischof von Brixen), von den meisten weiß man nichts. So schwanken auch die Schätzungen der Historiker über ihre Zahl zwischen neun und dreißig.

Mehr als die Taten und ihre Ergebnisse faszinieren uns heute an Kaiser Maximilian I. einige seiner **Charaktereigenschaften**. Da ist einmal die altbekannte, aber deshalb nicht weniger erstaunliche Tatsache, wie sehr in ihm der Übergang zweier Epochen sichtbar wird: Der bekannte Topos vom „letzten Ritter und ersten Artilleristen“ drückt es natürlich nur mangelhaft aus. Er vereint Tradition und Fortschritt in Kultur, Lebensweise und technischen Hilfsmitteln zur Bewältigung des Alltags und der Regierungsgeschäfte. Typisch, wie sehr er die Möglichkeiten des

gerade erst erfundenen Buchdrucks für seine Propaganda nützt. Er lebt und denkt wie im Mittelalter, doch prägt gleichzeitig der Humanismus sein Weltbild.

Bewundernswert ist seine Leistungsfähigkeit zwischen Jägerei und Aktenstudium, seine Vielseitigkeit im Planen und Wissenwollen. Seine als „Gedenkbücher“ zu uns gekommenen Notizbücher enthalten Eintragungen von Einfällen und Erfahrungen, Beobachtungen, Plänen, Fragen und sonstige Notizen. Die Themen reichen von Regierungs- und Verwaltungsgeschäften über Trinken, Essen und Kochen, Kunst und Wissenschaft bis zu seinen Lieblingsbeschäftigungen wie Jagen und Fischen. Auf die Jagd nahm er übrigens meistens einen Sekretär mit, um plötzliche Einfälle des Herrschers zu notieren, aber auch um bei spontanen Audienzen zur Verfügung zu sein. Wenn er in der Natur unterwegs war, durfte ihn jeder ansprechen und Bitten vortragen. Dass auf all seinen Reisen kreuz und quer durch Europa nicht nur die Dienerschaft für die Deckung der täglichen Bedürfnisse, sondern immer auch ein Stab von Beamten an seiner Seite war, dass die Post von der Innsbrucker Zentrale aus nachgeschickt wurde und er oft nächtelang über den einlangenden Schriftstücken saß, bezeugt uns sein nicht weniger arbeitswütiger Hofkanzler Zyprian von Serntein.

Faszinierend auch Maximilians ganz persönliche Frömmigkeit, sein täglicher Messbesuch – um drei Uhr in der Früh, wenn er auf die Jagd ging –, sein mit Randzeichnungen geschmücktes Gebetbuch, in dem er sich zu Psalmtexten über alle Völker der Erde von Albrecht Dürer Muslime und Indianer zeichnen ließ. Offenbar wollte er sie als universaler Kaiser in sein Gebet einschließen. Den Päpsten seiner Zeit, für die Macht und Luxus wichtiger waren als das Heil der Menschheit, stand er mehr als kritisch gegenüber. Allerdings spielte wohl auch mit, dass sie seine politischen Gegner waren. Dass er kurze Zeit ernsthaft überlegte, sich selbst zum Papst wählen zu lassen und so die beiden höchsten Funktionen der Christenheit zu vereinen, zeigt uns Maximilian einmal von seiner rätselhaften Seite.

Wie soll ich abschließen? Vielleicht mit dem Gedanken, dass es uns gut ansteht, dieses Tiroler Landesfürsten von kaiserlichem Rang würdig zu gedenken, unser Wissen um ihn und seine Zeit zu vermehren, und dass es im Grunde unerheblich ist, ob man ihm mehr Lorbeer aufs Haupt setzen oder mehr Kritikpunkte anbringen möchte. Er war ein bedeutender Herrscher und eine faszinierende Persönlichkeit und hat die Geschichte Tirols und Österreichs geprägt und uns bedeutende Kunstwerke hinterlassen.

Literatur (in Auswahl):

- Hermann WIESFLECKER, Kaiser Maximilian I. Das Reich, Österreich und Europa an der Wende zur Neuzeit, 5 Bände, Wien 1971–1986.
Erich EGG/Wolfgang PFAUNDLER, Maximilian I. und Tirol, Innsbruck 2019.
Michael FORCHER/Christoph HAIDACHER, Kaiser Maximilian I. Tirol–Österreich–Europa 1459–1519. Mit Beiträgen von Christian LACKNER, Mark MERSIOWSKY und Ellen WIDDER, Innsbruck 2018.
Sabine WEISS, Maximilian I. – Habsburgs faszinierender Kaiser, Innsbruck 2018.
Michael FORCHER, Kaiser Max und sein Tirol. Geschichten von Menschen und Orten, Innsbruck–Wien 2019.

Rudolf Ingruber

Die Geburt und der Tod des Subjekts

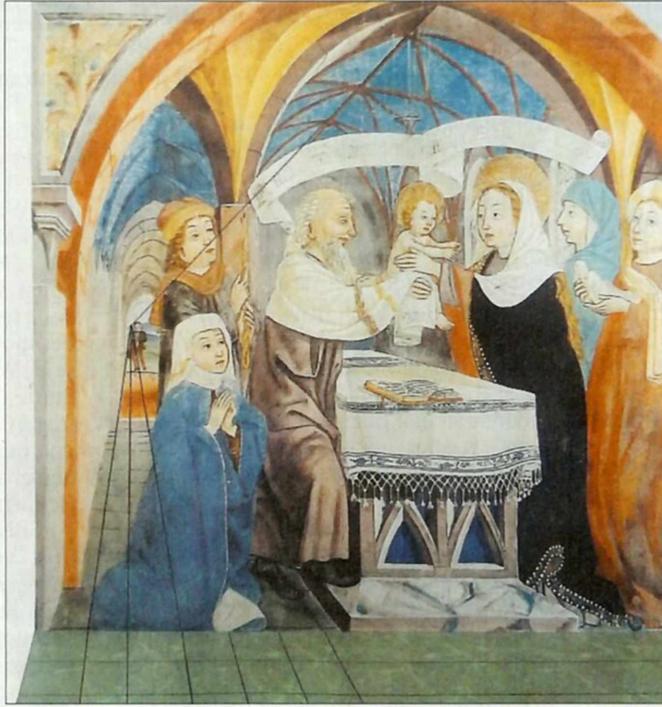
Maximilian I. und die Kunst

Die unzähligen Aktivitäten anlässlich der fünfthundertjährigen Wiederkehr des Todes von Kaiser Maximilian I. haben das Andenken des seit dem 19. Jahrhundert als „Letzter Ritter“ im öffentlichen Bewusstsein verankerten Herrschers um eine neue Anrede bereichert: „Medienstar“ ist ein verhältnismäßig rezenter Begriff, der bis vor wenigen Jahrzehnten in keinem deutschen Wörterbuch vorkam. Eine Persönlichkeit mit diesen gegensätzlichen Begriffen zu titulieren, setzt jene historische Situation voraus, die wir als Ende des Mittelalters und Anfang der Neuzeit und kunstgeschichtlich mit dem Spagat zwischen Gotik und Renaissance zu umschreiben uns angewöhnt haben.

Die Gotik verbinden wir gewöhnlich mit der Kathedralarchitektur und deren typischen Elementen: dem Spitzbogen, den Strebeböckeln und den Rippengewölben, vor allem aber mit durchlässigen Raumschichten, deren ästhetisches Erleben in der Bewegung erfolgt. Gegen Ende der Epoche beginnt das Erleben sich auf einzelne Einheiten zu konzentrieren und die Bewegung in reines Schauen überzugehen. Um 1425 gelingt es dem Florentiner Maler Masaccio in seinem Dreifaltigkeitsfresko in S. Maria Novella, einen Raum mittels zentralperspektivischer Konstruktion auf ein Wandfeld zu projizieren. Alle Orthogonalen, senkrecht in die Tiefe führende Linien, treffen sich in der Verlängerung in einem imaginären Punkt, dem Fluchtpunkt, der auch den Standort und die Augenhöhe des Betrachters anzeigt.

Während die Zentralperspektive für die italienische Malerei schnell verbindlich wurde, vollbrachte Michael Pacher im Pustertal ab den 1460er-Jahren Pionierleistungen auf diesem Gebiet. Höchstwahrscheinlich bezog Simon von Taisten von ihm seine Kenntnisse, mit denen er um die Mitte der 1480er-Jahre im Chor der Wallfahrtskirche von Obermauern (Virgen) die „Darbringung Jesu“ gestaltete. Dort bündelt ein in der Ferne auftauchender Beobachter die Fluchtlinien und erweist sich damit gleichsam als das an die Spitze der Schpyramide gespiegelte Alter Ego des Bildbetrachters.

Was damit gemeint ist, verdeutlicht ein Experiment, das den Boden in Simons Darbringungsfresko entlang der Fluchtlinien in den Raum des Betrachters verlängert: Nur, wenn der Augpunkt dem Fluchtpunkt exakt gegenüberliegt, stimmen Fiktion und Wirklichkeit überein, während jede Verschiebung des Betrachterstandortes eine Dissoziation von Bild- und Realraum zur Folge hat. Vom „richtigen“ Standpunkt allerdings unterschreitet



Simon von Taisten, Darstellung Jesu im Tempel mit perspektivischer Konstruktion im Chor der Wallfahrtskirche Maria Schnee in Obermauern, um 1485.

Foto: Rudolf Ingruber

der Betrachter die Dimension des übrigen Bildpersonals, muss sich dort im Grunde an einen unmöglichen Ort gebannt wähen und von seinem Selbstmodell möglicherweise einigermaßen enttäuscht sein.

Die Errungenschaft ist also auch mit einer existenziellen Bestürzung erkaufte, die der Philosoph Karl Jaspers die „Subjekt-Objekt-Spaltung“ genannt hat.¹ Das Individuum begreift sich nicht mehr nur als Teil eines bergenden Ganzen, sondern als ein Subjekt und seine Umgebung, die Welt, als Objekt seiner Wahrnehmung, seiner Erkenntnis und seines Handelns. Das hat schließlich auch Konsequenzen für die soziale Ordnung.

Subjekt und soziale Ordnung

Führen wir uns die Gesellschaftsordnung des Mittelalters schematisch vor Augen, so erhalten wir eine Pyramide, an deren Spitze der Herrscher steht. Das Stockwerk darunter ist von den Kronvasallen, den Erzherzögen, Herzögen, Grafen und Bischöfen bewohnt, welche ihrerseits Untervasallen belehnen, die selber nicht mehr zur Vergabe von Lehen berechtigt sind. Im Erdgeschoß sind Bürger, Bauern und Handwerker breit aufgestellt. „*Sehet da, dreyerlei Bauern auf einem Mist!*“, lautete der knappe Kommentar Maximilians, als er in einer Reichsstadt auf die in Patrizier, Kaufleute und Handwerker geteilte Bürgerschaft stieß.² Zu Beginn der Neuzeit, als die Dombauhütten zusehends an Bedeutung verloren und die einzelnen Gewerke sich immer mehr spezialisierten, traten aus ihnen auch Persönlichkeiten,

bildende Künstler, hervor, die neben handwerklichem Geschick und organisatorischen Qualitäten sich vor allem durch theoretische Kenntnisse und Erfindergeist auszeichneten.

Als Subjekt bezeichnen wir ein einzelnes Wesen, das sich seines Wahrnehmens, Erkennens und Handelns bewusst ist und sich von anderen aufgrund von Merkmalen unterscheidet, die nur ihm eigen sind. Diese *Eigenschaften* hat man entweder an sich oder man bekommt sie verliehen: durch die Abstammung, durch Verdienste und Taten, durch Funktionen und Ämter. An der Spitze der hierarchischen Ordnung, dort wo die Luft dünn ist, müssen sie jetzt neu definiert und gegenüber dem Kollektiv neu legitimiert werden: nicht durch Gottes Gnade allein, auf die im aufkommenden Protestantismus ohnehin jedes Mitglied des Gemeinwesens Anspruch zu erheben berechtigt ist, sondern durch das Gemeinwesen selbst. Das probate Mittel, der Subjekt-Objekt-Spaltung effizient zu begegnen, heißt Intersubjektivität, die durch Kommunikation gelingen soll. Maximilian I. wird deshalb „Medienkaiser“ genannt, weil er die Kunst und deren Reproduzierbarkeit in Druckgrafik und Buchdruck konsequent zu diesem Zweck nutzte.

Die Ehrenpforte

Ein Projekt sei hier stellvertretend für eine ganze Fülle an Werken herausgehoben, da es sämtliche Anforderungen und das Alleinstellungsmerkmal des kaiserlichen Subjekts durch dessen Stammbaum, seine Verdienste und Taten sowie seine persönlichen Eigenschaften ausdifferenziert und zusammenfasst.³ Die „Ehrenpforte“ wurde zunächst durch den Innsbrucker Hofmaler Jörg Kölderer begonnen, da er aber vor allem für „*dasjänig Hofgemäl, so nit so gar köstlich ist*“ zum Hofmaler bestellt wurde, betraute man ab 1512 Albrecht Dürer mit der Ausführung, die dieser – vorläufig – 1515 abschloss. Die Text- und Bildredaktion oblag dem kaiserlichen Astronomen und Geschichtsschreiber Johannes Stabius, der sich nach der Zusendung eines Probedruckes vom Kaiser eine über die konstruktive Kritik hinausgehende Kopfwäsche einfieng, sodass wir Maximilian selbst als den Spiritus rector des Unternehmens in Betracht ziehen müssen.

Umgekehrt wurde an der Architektur dieser Ehrenpforte viel herumgerätselt und mehr noch bekrittelt: Die Perspektivkonstruktion stimmt zwar in einzelnen Abschnitten, nicht jedoch im Gesamtbild, und der Betrachter müsste genaugenommen mehrmals seine Augenhöhe und seinen

Standort anpassen. Auch wenn Stabius das Monument in der „Clavis“, dem erläuternden Bildtext, als „in der gestalt wie vor alten zeiten die Arcus triumphales der Römischen Kaisern in der stat Rom, der etlich zerbrochen sein und etlich noch gesehen werden“, beschreibt, hat das Gebilde, abgesehen von den drei bogenförmigen Durchgängen und den vorgelagerten Säulen so gut wie nichts mit den bekannten und in der italienischen Malerei schon seit geraumer Zeit immer wieder zitierten Triumphbögen der römischen Antike gemein. Die Säulen tragen kein Gebälk, es dominieren die Vertikalen, und die horizontale Gliederung wird zur Hauptsache von den Texttafeln zu den einzelnen Bildreihen übernommen.

Hier scheint auch der Schlüssel zum Geheimnis dieses architektonischen Monstrums verborgen zu sein, das man gelegentlich, um den berühmten Dürer zu entlasten, Jörg Kölderer, dem Gestalter des Wappenturmes der Innsbrucker Hofburg, in die Schuhe geschoben hat. Es handelt sich nicht um ein dreidimensionales Gebilde, sondern um eine hierarchisch gegliederte schriftliche und bildliche Illustration der Reichsidee Maximilians, die aus Gründen der Lesbarkeit nicht Raum, sondern möglichst viel Fläche beansprucht. Das zeigt sich auch an den von Albrecht Altdorfer gestalteten äußersten Türmen, die an die Traianssäule in Rom erinnern, und deren Schriftbänder, nicht aber die Textblöcke selbst wie dort um den Zylinder herumgeschraubt sind.

192 Einzeldrucke auf 36 Bögen im Großfolioformat gedruckt, ergeben zusammenmontiert eine Größe von rund dreieinhalb zu drei Metern. Zu Lebzeiten Maximilians wurden nur wenige Vorzugsexemplare gedruckt, u. a. für den Kurfürsten von Sachsen, Friedrich den Weisen. Die Erstaussgabe von 1520 verzeichnet etwa 700 Exemplare, wobei nicht sicher ist, ob sich die Zahl auf das gesamte Werk oder auf die einzelnen Blätter bezieht, woraus sich dann allerdings nur 20 Exemplare errechneten.⁴ Gedacht war das Werk einerseits als Wandschmuck in Rathäusern und fürstlichen Residenzen, wo es mit den Tapisserien optisch zu konkurrieren hatte und daher auch koloriert und vergoldet wurde. Andererseits sollte es Historiographen und für das Grabmal Maximilians als Richtschnur dienen.

Legitimation durch Verwandtschaft und gute Gesellschaft

In Erinnerung an die sogenannte Wiener Doppelhochzeit des Jahres 1515 malte Bernhard Strigel das heute im Kunsthistorischen Museum in Wien aufbewahrte Familienbild. Kaiser Maximilian I. traf mit König Vladislav II. von Böhmen und Ungarn sowie König Sigismund I. von Polen zusammen, um die Verheiratung von Ludwig II. von Ungarn mit Erzherzogin Maria bzw. Prinzessin Anna von Ungarn mit Maximilian selbst, in Vertretung eines seiner Enkel – ob Karl oder Ferdinand sollte erst später entschieden werden – zu feiern.⁵

Das Bildnis ist aber nicht nur Repräsentation einer erfolgreichen Heiratspolitik, wie sie künftig für die Habsburger vor-



Bernhard Strigel, Familienbild mit Kaiser Maximilian I., nach 1515.

(Orig. und Foto: Wien, Kunsthistorisches Museum)

bildlich werden sollte. Die Familienmitglieder sind, nach einem Konzept des Diplomaten und Humanisten Johannes Cuspinian, mit der Verwandtschaft keines Geringeren als Jesus Christus selbst identifiziert: Maximilian wird uns als Cleophas, der Bruder des hl. Josef und Gemahl der göttlichen Jungfrau Maria vorgestellt, Maria von Burgund mit Maria, der Schwester des Cleophas und ihr Sohn, Philipp der Schöne, als Jakobus der Jüngere. Simon Zelotes und Josef der Gerechte geben sich als die Enkel Maximilians, Karl und Ferdinand zu erkennen, während der angeheiratete Ludwig von Ungarn ganz rechts keinen Beinamen trägt.



Meister der Habsburger, Anbetung der Hl. Drei Könige mit Maximilian I. und seinem Vater Kaiser Friedrich III., vor 1508.

(Orig. und Foto: Wien, Österreichische Galerie/Belvedere)

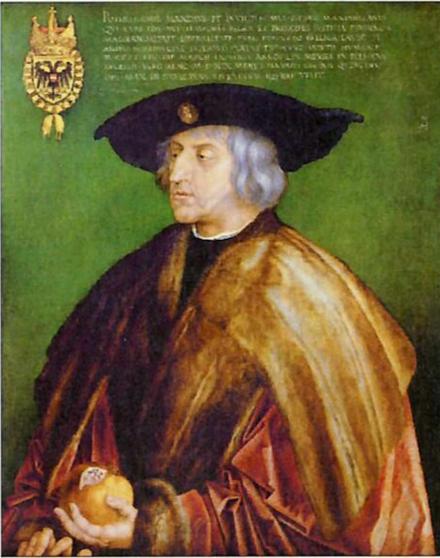
Wenn also die göttliche Legitimation in maximilianischer Zeit fragwürdig geworden war, durch die Kunst konnte man sie sich noch erschleichen. Eine beliebte Möglichkeit boten die sogenannten „Kryptoporträts“ oder „verkleideten Bildnisse“ in sakralen Gemälden. Die Mitteltafel des 1455 von Rogier van der Weyden vollendeten Altarbilds für St. Kolumba in Köln zeigt die Anbetung der Hl. Drei Könige, von denen einer die Züge Karls des Kühnen, des ersten Schwiegervaters Maximilians I. trägt. Wenige Jahre darauf bemalt Benozzo Gozzoli die Kapelle des Palazzo Medici Riccardi mit einer Darstellung der Hl. Drei Könige, aus deren Zug er einen jugendlichen Berittenen heraushebt, bei dem es sich mit an Sicherheit grenzender Wahrscheinlichkeit um den damals höchstens zwölf Jahre alten Lorenzo de' Medici handelt.

Ein Altarfragment, aufbewahrt in der Österreichischen Galerie im Schloss Belvedere, zeigt auch Maximilian I. als einen der Hl. Drei Könige. Er trägt um den Hals die Kollane vom Goldenen Vlies, einen Orden, den Philipp der Gute 1430 gegründet hat und dessen Großmeister Maximilian in seiner Eigenschaft als burgundischer Herzog war. Am ausgestreckten Zeigefinger kam bei der letzten Restaurierung ein Ring mit dem österreichischen Bindenschild und dem einköpfigen Adler zum Vorschein, was für eine Entstehungszeit vor 1508, dem Jahr der Kaiserproklamation, spricht, die den doppelköpfigen Reichsadler obligatorisch machte.⁶ Im Hintergrund ist das bleiche Profil des verstorbenen Friedrich III. mit seiner Privatkronen, einer Haube mit perlenbesetzten Goldspangen, zu sehen. Ist also die Datierung, vor allem aber die Identifikation des Dargestellten durch die Abstammung und die Insignien, die sichtbaren Zeichen nur ihm zustehender Ämter und Macht sichergestellt, so erhebt sich hier die Frage, wie es abseits der genealogischen um die genetischen, um seine individuellen Merkmale bestellt ist.

Maximilian im Porträt

Über die Popularität der kaiserlichen Gesichtszüge berichtet uns der „Fugger'sche Ehrenspiegel“ folgende Anekdote: Die Bürger einer nicht näher bezeichneten Reichsstadt überreichten Maximilian bei seinem Besuch „sein conterfaet, in Holz geschnitten, mit Farben eingeschmelzt, in Metall und Gyps gegossen und in Wachs pussiert“ bis er „darob endlich unlustig ward und sagte: Seht, durch Gott, wol fromme und gute Spiegelmacher gibt es in dieser Stadt! Ein jeder, der eine grosse Nase nachmachen kann, der kommt und will uns damit dienen.“⁷

Maximilian war offenbar daran gelegen, ein von ihm selbst autorisiertes Bild ins Gedächtnis seiner Untertanen und zu diesem Zweck u. a. auch in das in Schwaz gewonnene Silber einprägen zu lassen. Im Jahr 1500 beauftragte er Benedikt Burkhart mit dem Entwurf einer Schaumünze, die sein Bild als Herrscher ganz im Sinne der zahlreichen „Hüftbilder im Harnisch“ auf dem Avers tragen sollte. Durch mehrfache Intervention Maximilians verzögerte sich die Fertigstellung bis 1501. Die Be-



Albrecht Dürer, Porträt Kaiser Maximilian I., 1519.

(Orig. und Foto: Wien, Kunsthistorisches Museum)

anstandungen betrafen auch die individuellen Züge des Münzherrn „... da die Nasen etwas zu hoch, das Angesicht zu lanngkh und die Pruchst zu dickh ... ist.“⁸ Schließlich wird das Bild jedoch auch für den Zahlungsverkehr auf den sogenannten Sechsern übernommen und in Umlauf gebracht.⁹

Maximilian bestimmte sein Bildnis also auch aus der Ferne. Mit Vorbehalt aber lassen sich zumindest eine Plastik und ein Gemälde als Ergebnisse von Porträtsitzungen werten, also unmittelbaren Kontakten zwischen Modell und ausführendem Künstler. Am 26. Mai 1498 schreibt Maximilian aus Reutlingen an die Innsbrucker Hauskammer: „Wir haben auch einen pildsnitzer zu Ehingen, der uns unser angesicht abgeschnitten hat, beuolhen, unser lieben gemahl der römischen kunigin angesicht auch in holz zu sneiden, die er dann yetzo in übung ist.“¹⁰ Es handelt sich hier um Jörg Muskat aus Ehingen in der Nähe von Augsburg, der offenbar aus den nach dem Leben geschnitzten Büsten mit einer Ahnenreihe in Bronze beauftragt war.¹¹

Am Montag nach Johannes d. T., also am 28. Juni des Jahres 1518, porträtierte während des Reichstags in Augsburg Albrecht Dürer, nach eigenem Zeugnis „hoch oben auff der pfaltz in seinem kleinen stübele“¹², den Kaiser. Man darf sich die Szene aber nicht so vorstellen wie auf Carl Jägers im Nürnberger Dürerhaus verwahrten Bild aus dem 19. Jahrhundert. Das Ergebnis der Sitzung war kein Gemälde, sondern eine Zeichnung in verschiedenfarbigen Kreiden, deren flüchtiger Strich die Geschwindigkeit ahnen lässt, mit der Dürer den Kaiser zu Papier brachte.

Die Zeichnung diente später als Vorlage für verschiedene Ausführungen, u. a. für einen Holzschnitt, der, in mehreren Auflagen gedruckt und verbreitet, über Jahrhunderte die wohl bekannteste Version des kaiserlichen Bildnisses war. Neuerdings wurde ihm dieser Rang, nicht zuletzt durch die intensive Bewerbung des Maximilianjahres, medientechnisch von einer Version

abgelaufen, die Dürer nach dem Ableben des Kaisers verfasst hat: dem Ölgemälde auf Holz, das sich im Kunsthistorischen Museum in Wien befindet. Die kaiserliche Physiognomie ist im Dreiviertelprofil festgehalten, also einer Mischform zwischen Profil- und Frontalansicht, die die Informationen beider Möglichkeiten intakt lässt – und das von einem einzigen, subjektiv gewählten Blickwinkel aus, der dieses Porträt vom Schema früherer Dreiviertelprofile fundamental unterscheidet. So hat etwa der Maler des Porträts Rudolf IV., des Stifters, 150 Jahre zuvor einfach mehrere Blickwinkel kombiniert: Mund und Augen von vorn, die Nase von der Seite.

Dürers subjektiver Blickwinkel bringt eine Besonderheit zum Ausdruck, die den Zeitgenossen sicher als typisch im Gedächtnis geblieben war: Der gewaltige Nasenrücken scheint dem Kaiser den Blick zu verstellen! Das kaiserliche Gesicht verrät auch die Spuren des Alters, und vielleicht lag hierin der Grund, warum das Bildnis bei seiner Tochter Margarethe von Flandern auf Ablehnung stieß: „Ich bin auch bei Frau Margareth gewest“, berichtet Dürer, „und hab ihr mein Keyser sehen lassen und ihr den schencken wollen. Aber do sie ein solches missfall darinnen hett, do führet ich ihn wieder weg.“¹³

Die kaiserlichen Würdezeichen, Infelkronen, Reichswappen und die Kette mit dem Goldenen Vlies, sind im oberen linken Bildeck quasi an den Nagel gehängt, und anstelle des Reichsapfels hält Maximilian einen Granatapfel in seiner Linken, den bereits Johannes Stabius in der Clavis der Ehrenpforte als persönliche Devise Maximilians vermerkt: „Wiewol ein Marggranopfel auswendig nit sonder lieblich besliessung noch suessen geruch hat, so ist er doch inwendig / mit vil edler mildigkeit und wolgemachten kornern begabet.“

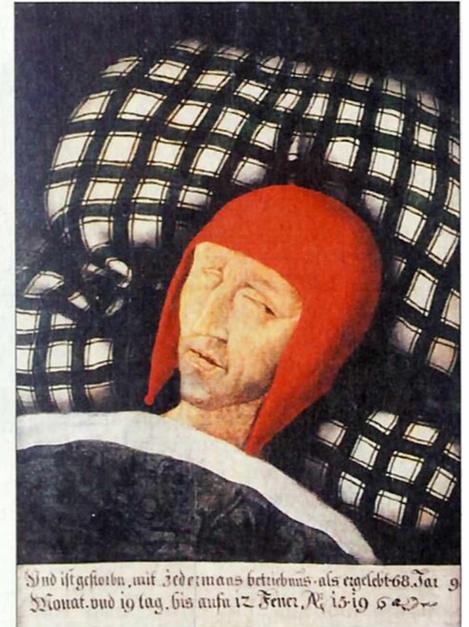
Kaiser Maximilian und der Tod

Albrecht Dürer, der nie bei Hofe angestellt war, dem der Kaiser aber eine jährliche Rente aussetzen ließ, war der Lieblingsmaler Maximilians, dessen Achtung es wohl nie erlaubt hätte, dem Künstler ins Handwerk zu pfuschen oder Vorschriften zu machen. Wir können daher davon ausgehen, dass Maximilian, nachdem er die Insignien der Macht abgeben hat, hier aus der subjektiven Sicht eines bedeutenden Künstlers ganz auf seine individuellen Merkmale reduziert ist. Aber auch die gibt er im Sterben zurück.

Maximilian I. blieb bis zum Tod und darüber hinaus ein handelndes Subjekt. Seit Jahren schon hatte er auf seinen Reisen einen Sarg mitgeführt, um nicht unvorbereitet vom Tod überrascht zu werden, und er gab Anweisungen, was nach seinem Ableben zu tun sei: seinen Leichnam zu geißeln, ihm die Haare abzuschneiden, die Zähne herauszubrechen und ihn schließlich ohne alle herrschaftlichen Würdezeichen zu bestatten.¹⁴

Ob alles so geschehen ist, wissen wir nicht, und auch das mittlerweile berühmte Totenbild Maximilians verrät kaum etwas über den Vollzug dieses Rituals. Es zeigt den Dahingegangenen mit halb ge-

schlossenen Augen und halb geöffnetem Mund, und die eingefallenen Wangen lassen die kaiserliche Nase nur noch stärker hervortreten. Wir kennen weder den Verfasser dieses ersten Totenbildnisses der Geschichte, noch seinen Auftraggeber. Eine weitere, in Innsbruck verwahrte Version zeigt das Haupt des Verstorbenen auf ein Kissen gebettet.¹⁵ Bemerkenswert ist die Bildunterschrift: „Und ist gestorben“ heißt es da, wohl als Ergänzung eines vorangehenden Satzteils, der wiederum am plausibelsten als Unterschrift eines zweiten, dazugehörigen Bildes zu deuten ist, das sich auf das Leben des Kaisers bezog.



Unbekannter Künstler, Totenbildnis Maximilians I., 1519.

(Orig. und Foto: Innsbruck, Tiroler Landesmuseum Ferdinandeum)

Anmerkungen:

- Karl JASPERS, Einführung in die Philosophie. München 1953, S. 24 f.
- Vgl. Karl LORITZ, Habsburg! Ein Denkbuch für Österreichs Völker. Erster Theil, Leipzig-Wien 1847, S. 159.
- Zur Ehrenpforte vgl. Alexander KAGERER, Macht und Medien um 1500. Selbstinszenierungen und Legitimationsstrategien von Habsburgern und Fuggern, Berlin-Boston 2017, S. 184-195, sowie Sven LUKEN, Kaiser Maximilian I. und seine Ehrenpforte, in: Zeitschrift für Kunstgeschichte. Bd. 61, H. 4, 1998, S. 449-490.
- Eva MICHEL/Maria-Luise STERNATH (Hgg.), Kaiser Maximilian I. und die Kunst der Dürerzeit, München-London-New York, 2012, S. 374.
- MICHEL/STERNATH (wie Anm. 4), S. 152.
- MICHEL/STERNATH (wie Anm. 4), S. 304.
- Spiegel der Ehren des Hoehchstloeblichsten Kayser- und Koeniglichen Erzhayes Oesterreich oder Ausfuehrliche Geschichtschrift von Desselben, und derer durch Erwaehlungs-, Heurat-, Erb- und Gluecks-Faelle ihm zugewandter Kayserlichen HoehstWuerde ... Erstlich vor mehr als C Jahren verfasst durch ... Johann Jacob Fugger. Nunmehr aber ... Aus dem Original neu-ueblicher umgesetzet, ... aus alten und neuen Geschichtschriften erweitert ... durch Sigmund von Birken, Nürnberg 1668, S. 1386, zit. nach Anja EISENBEISS, Einprägsamkeiten gros. Die Porträts Kaiser Maximilians I. Ein Herrscherbild gewinnt Gestalt. Inauguraldissertation zur Erlangung des Doktorgrades, Heidelberg 2005, S. 25.
- Jahrbuch der Kunsthistorischen Sammlungen des allerhöchsten Kaiserhauses, II. Bd., 1884, Reg. 645.
- Anja EISENBEISS (wie Anm. 7), S. 81ff.
- Jahrbuch der Kunsthistorischen Sammlungen (wie Anm. 8), Reg. 586.
- Anja EISENBEISS (wie Anm. 7), S. 50.
- Beschreibung in der rechten oberen Bildecke der Zeichnung.
- Heike SAHM, Dürers kleinere Texte. Konventionen als Spielraum für Individualität, Tübingen 2002, S. 154.
- MICHEL/STERNATH (wie Anm. 4), S. 381.
- Innsbruck, Tiroler Landesmuseum Ferdinandeum, Inv. Nr. Gem 3152.

Meinrad Pizzinini

Maximilian I. und die Grafschaft Görz

Lienz und das Pustertal kommen zu Tirol

Um die politische Situation der Grafschaft Görz zur Zeit Maximilians I. zu verstehen, bedarf es eines kurzen historischen Rückblicks.

Ein im 10. Jahrhundert aus Bayern eingewandertes Geschlecht, mit der Familie der Andechs-Dießen verwandt, verwaltete den westlichen Teil der Grafschaft Lurn, die ungefähr vom heutigen Spittal an der Drau bis in die Lienzer Gegend und in die Iselregion reichte. Bald schon ergaben sich verwandtschaftliche Beziehungen zu einflussreichen Geschlechtern, und es konnte sich auch in Friaul und am Isonzo festsetzen. Es erhielt die Vogtei über das Patriarchat von Aquileia, gelangte im Jahr 1123 in den Besitz der Burg von Görz, Mittelpunkt eines umfangreichen Verwaltungsgebietes und nannte sich schließlich auch Grafen „von Görz“.

Im Erbweg gelangte das Geschlecht in den Besitz der Grafschaft Tirol. Den insgesamt großen Bereich teilten die Brüder Meinhard und Albert¹ am 4. März 1271 auf Schloss Tirol. Meinhard – als Tiroler Graf Meinhard II. – übernahm das neu gewonnene Tirol, Albert die bisherigen görzischen Besitzungen.

Es bedeutete wohl einen Triumph für die Familie, wenn das Reichsoberhaupt Rudolf von Habsburg Meinhard von Tirol-Görz 1286 mit dem Herzogtum Kärnten belehnte. Auf ihn folgte sein Sohn Heinrich. Als er 1335 starb, wurde aber nicht seine Tochter, die legendäre Margarethe Maultasch, Nachfolgerin, sondern die Habsburger wurden vom Reichsoberhaupt mit dem Herzogtum Kärnten belehnt. Diesen gelang es nun, einen bedeutenden – und für die Görzer bedrohlichen – Schritt nach Westen in Richtung Tirol und ihrer Stammlände in der Schweiz und am Oberrhein zu machen.

Gleichsam eine Verschärfung der Situation trat ein, als Margarethe Maultasch nach dem Tod ihres Sohnes Meinhard III. im Jänner 1363 die Grafschaft Tirol mit Erbvertrag dem Habsburger Herzog Rudolf IV. dem Stifter übergab. Zwischen den habsburgischen Ländern Kärnten und Tirol lagen das görzische Oberkärnten und das zum größten Teil görzische Pustertal, von Innerösterreich aus ein idealer Zugang zu den Stammländen in der Schweiz. Nun erwachte auch der Wunsch der Habsburger-Dynastie, in den Besitz des görzischen Territoriums zu gelangen. König Friedrich III., der spätere Kaiser, glaubte sich bald am Ziel, doch raffte sich Graf Heinrich IV.

von Görz nach einer kinderlosen Ehe mit über 60 Jahren auf, die mehr als 40 Jahre jüngere Katharina von Gara (Garai), Tochter eines ungarischen Palatins, zu heiraten. Nach Ludwig und Johann brachte sie im Jahr 1444 Leonhard zur Welt. Zum Missfallen des Habsburgers lehnte sich Heinrich IV. an die mächtigen Grafen von Cilli, mit denen er einen Erbvertrag schloss.

In der Vorderen Grafschaft erlebten die Görzer in der Zeit des jungen Grafen Johann, der seinem Vater Heinrich 1454 in der Regierung nachfolgte, eine Katastrophe. Nach dem Tod bzw. der Ermordung des Grafen Ulrich von Cilli 1459 wollte Graf Johann vertragsgemäß die Erbschaft speziell in Oberkärnten, zusammengefasst in der sog. Grafschaft Ortenburg, übernehmen. Doch da stellte sich heraus, dass der Cillier ebenfalls u. a. mit den Habsburgern einen Erbschaftsvertrag geschlossen hatte. Wenig überlegt scheint das militärische Engagement des Görzers gewesen zu sein. Er hätte erkennen müssen, dass er sich gegenüber Friedrich III., massiv unterstützt von den Kärntner Landständen, nicht durchsetzen könne. Dennoch versuchte Johann, seinen Herrschaftsbereich in Kärnten wesentlich zu vergrößern und verlor jedoch alles, was seine Familie im Verlauf von rund 500 Jahren erworben hatte. Im Frieden von Pusarnitz vom 25. Jänner 1460 musste Johann nicht nur die bereits eingenommenen Burgen herausgeben, sondern auch auf den gesamten Besitz in Oberkärnten und selbst auf die Stadt Lienz mit der Residenz Schloss Bruck verzichten.²

Als Graf Johann, gestärkt durch politische Bündnisse, einen neuerlichen Krieg zur Rückeroberung eröffnen wollte, starb er völlig überraschend in den ersten Monaten des Jahres 1462. – Sein jüngerer Bruder, der 18-jährige Leonhard, war nun Alleinerbe; der Bruder Ludwig war schon vorher gestorben.

Leonhard agierte sehr geschickt, indem er vagabundierende Söldnerhaufen, benannt die „Holzknecht“, anwarb und immerhin Lienz mit Schloss Bruck zurückeroberte ließ.

Eine politisch kluge Überlegung war die Heirat mit Paola Gonzaga aus Mantua – nicht nur der reichen Mitgift halber, sondern durch Anschluss an die antivenezianische Liga.

Die Hochzeit mit Paola Gonzaga, Tochter des Markgrafen Ludovico II.

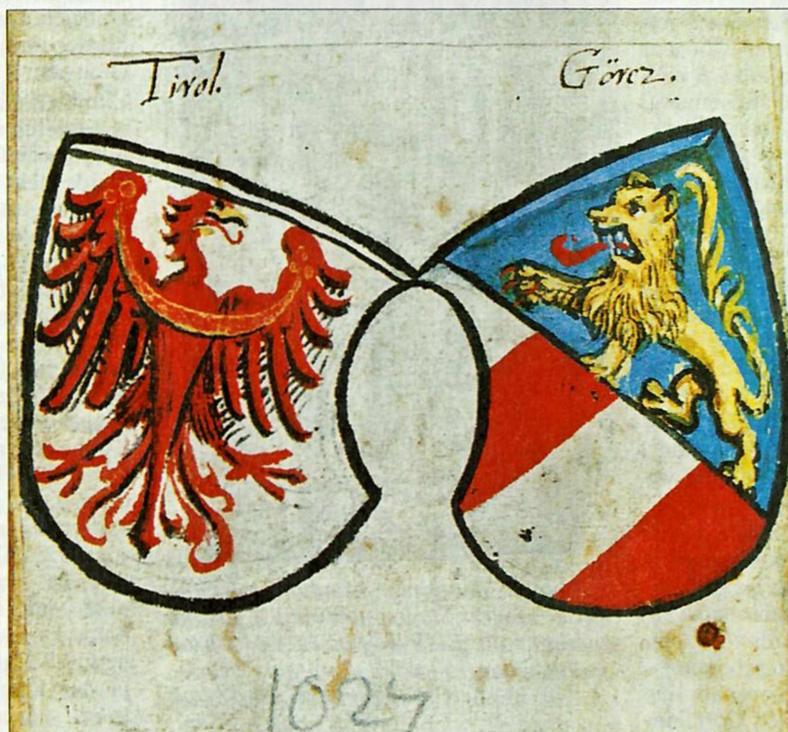
und der Barbara von Brandenburg, fand am 15. November 1478 zu Bozen im Beisein des Tiroler Landesfürsten Erzherzog Sigmund statt, zu dem ein sehr gutes Verhältnis bestand.

Als Sigmund im März 1490 abdankte, wurde Maximilian I., Sohn Kaiser Friedrichs III., bereits am 16. Februar 1486 zum römisch-deutschen König gewählt, zu seinem Nachfolger. Er setzte sich mit dem Nachbarn, Graf Leonhard von Görz, ins beste Einvernehmen. Natürlich hatte auch er den alten habsburgischen Wunsch im Hinterkopf, die zwischen dem Herzogtum Kärnten und der Grafschaft Tirol liegenden görzischen Herrschaften im Pustertal zu bekommen, doch er hatte es dabei nicht eilig. Im Süden lag die Situation anders, da musste man vor Venedig auf der Hut sein.

Eine Genugtuung mag es für Graf Leonhard bedeutet haben, wenn ihm Maximilian im Jahr 1494 die Grafschaft Ortenburg verpfändete und weiters mit ihm 1497 einen Vertrag schloss betreffend den Tausch der oberkärntnerischen Herrschaften Kirchheim, Oberdrauburg, Grünburg, Pittersberg und Moosburg in Mittelkärnten mit den friaulischen Burgen Cormons, Belgrado, Codroipo, Castelnuovo, Latisana und Flambro auf 13 Jahre. Graf Leonhard musste dies wohl als Wiedergutmachung des katastrophalen Friedens von Pusarnitz empfinden.

Die letzten Lebensjahre Graf Leonhards verliefen ziemlich freudlos. Seine Frau Paola Gonzaga war bereits Ende Oktober/Anfang November 1496 gestorben.³

Zu einem schriftlichen Erbvertrag des Görzers mit dem Habsburger Maximilian



Allianzwappen Tirol – Görz, Deckfarbenmalerei in der Österreichischen Chronik von Jakob Unrest, 1. H. 16. Jhd. (Fotoarchiv Meinrad Pizzinini)

scheint es nicht gekommen zu sein; es dürfte bloß mündliche Abmachungen gegeben haben. Überdies gab es ja Erbverträge Görz – Habsburg aus früherer Zeit, auf die sich Maximilian im Ernstfall hätte berufen können.

Einige Male war in Friaul bereits das Gerücht umgegangen, Graf Leonhard von Görz sei gestorben. In den ersten Monaten des Jahres 1500 erkrankt, erholte er sich nicht mehr. Er starb am Palmsonntag, 12. April, in seiner Residenzburg Bruck. Sofort wurde die Regierung in Innsbruck informiert. Der Bote mit Namen Balthasar Nußdorffer, ein früherer Diener des Grafen, erhielt etwas mehr als 10 rh. Gulden für die Wegzehrung und als „Gnadlohn“.⁴ Umgehend wurden von Innsbruck aus Räte nach Lienz geschickt⁵ und bereits am 14. April wurde die Einrichtung einer Postlinie Innsbruck – Lienz und weiter nach Görz veranlasst.⁶

Das Regiment verständigte sogleich den Tiroler Landesfürsten König Maximilian⁷, der sich gerade in Augsburg aufhielt, wo der Reichstag zusammengetreten war.

Am 17. April 1500 beurkundete Maximilian, dass kraft göttlicher Gerechtigkeit und „genuessamer Verschreibung“, gemeint sind hier wohl alte Erbschaftsverträge, alle Lande Graf Leonhards von Görz, Untertanen und Güter nun ihm gehörten.⁸ – Gleichzeitig beorderte er Kriegsvolk aus Kärnten, Krain und Triest nach Görz, um Stadt und Schloss sowie weitere Orte der Grafschaft im Süden in Besitz zu nehmen und die Huldigung der Landstände für ihn als neuen Landesherrn vorzubereiten.

Was wusste man und wie verhielt man sich in Venedig? – Man wusste bereits Anfang April von der schweren Krankheit des Görzer Landesfürsten, wollte aber nicht, – wie schon einmal – voreilig handeln und in erster Linie auf Görz losmarschieren. Aus den historischen Quellen weiß man heute, dass die Signoria schon vor einiger Zeit versucht hatte, Virgil von Graben, den wichtigsten der Räte Graf Leonhards, mit einer hohen Bestechungssumme von rund 30.000 Dukaten gefügig zu machen, um bei der Übernahme von Görz behilflich zu sein. Ein venezianischer Abgesandter namens Rigo Tedesco sollte nun mit Virgil von Graben Kontakt aufnehmen, doch dieser befand sich nun nicht mehr in Görz, sondern war von seinem Sohn Lukas abgelöst worden. Bei ihm, unbedingter Parteigänger Maximilians, konnte Venedig mit finanziellen Versprechungen nichts erreichen. Rigos Berichte⁹ erreichten täglich Venedig, wodurch man über alle Details seiner Reise Bescheid wusste. Rigo begab sich nun nach Lienz zu Virgil von Graben, der nun von seinen – vermutlich vagen – Zusagen nichts mehr wissen wollte. Er erklärte vielmehr, dass er als echter Edelmann und nicht als Verräter sterben wolle. Graf Leonhard habe ihn vor einigen Wochen zu sich gebeten und habe ihm erklärt, dass er mit König Maximilian einen Vertrag abgeschlossen habe, was ihm bisher unbekannt gewesen sei. Er habe dem Grafen in die Hand schwören müssen, Görz niemand anderem als Maximilian zu übergeben.¹⁰ Die Serenissima musste einsehen, das Spiel verloren zu haben ...



Grabplatte des Grafen Leonhard von Görz in der Lienzener Stadtpfarrkirche St. Andrä, qualitativvolle Bildhauerarbeit von Christoph Geiger, 1506/07.

(Foto: Foto Frischauf, Innsbruck)

Maximilian hatte als Universalerbe allen Grund, das Gedächtnis Graf Leonhards hochzuhalten. Allgemeinem damaligem Brauch entsprechend, wurde Graf Leonhard bereits am Tag nach seinem Tod, also am 13. April, im linken Seitenschiff der Lienzener Stadtpfarrkirche St. Andrä begrabt. Üblicherweise hielt man am siebten und am dreißigsten Tag („Dreißigst“) nach dem Ableben Totenfeiern ab. Inzwischen hatte man entsprechende Vorbereitungen treffen können. Für die Totenfeiern in Lienz übernahm Maximilian die Kosten. Für den künstlerischen Schmuck wurde der angesehene Maler Hans Burgkmair d. Ä. herangezogen. Bereits am 21. April wurde ihm ein Vorschuss „auf sein arbeit, so er zu des von Gortz seligen begenknus malen sol – 10 gulden reinisch“ gewährt.¹¹



Graf Leonhard von Görz auf Kaiser Maximilians „Ehrenpforte“ (links), Holzschnitt, 1512/15. (Fotoarchiv Meinrad Pizzini)

Man darf annehmen, dass es sich dabei um die für Leonhard relevanten Wappenschilder als sogenannte Funeralinsignien handelte. Leonhard hatte Anspruch auf die Wappen als Graf von Görz und Tirol, als Pfalzgraf in Kärnten und als Vogt der Gotteshäuser von Aquileia, Trient und Brixen; vielleicht kamen auch noch Wappen seiner Mutter und seiner Frau – wie später am Grabstein – hinzu.

Bemerkenswert ist ein Bericht, der in einer zeitgenössischen Augsburger Chronik überliefert ist. Der Tod Leonhards wurde nicht bloß als Ende eines Grafen im fernen Lienz angesehen, sondern es war der Tod des letzten Sprosses eines alten und einst mächtigen Reichsfürstengeschlechtes, für Maximilian Grund genug, eine würdige Totenfeier zu begeben, bei der die am Reichstag in Augsburg versammelten Reichsstände eingebunden wurden.¹² Das Totenamt, vom Bischof von Augsburg gelesen, fand am 28. April in der Kirche zu Unserer Lieben Frau statt. In der Nähe des Hauptaltars war ein Katafalk („barhäuslin“) aufgestellt, auf dem 100 Kerzen brannten. Die Bahre war mit einem schwarzen Tuch mit weißem Kreuz darauf bedeckt. Die Altäre und das Gestühl hatte man mit schwarzem Tuch verhüllt. Schwarz gekleidete Männer brachten Fahnen, Schild und Helm Graf Leonhards, die in der Kirche aufgehängt wurden. Ein Pferd – eventuell sogar Graf Leonhards Leibpferd – mit schwarzer Decke und auf der Stirn mit dem Görzer Wappen geschmückt, wurde in das Gotteshaus geführt. Bei den Opfergängen schritt Maximilian voran und opferte an den drei Altären je einen Gulden, der ihm jeweils vom Grafen von Nassau gereicht wurde. Ihm folgten prominente Reichsfürsten. Nach dem zweiten Opfergang spendete Königin Bianca Maria in Begleitung der Herzöge Georg von Bayern und Heinrich von Brandenburg an den Altären jeweils einen Gulden, vom Hofmeister Nikolaus von Firmian gereicht. – Nach dem eigentlichen Totenamt zu Ehren des Reichsfürsten Graf Leonhard von Görz las der Bischof von Triest noch eine hl. Messe, wobei Maximilians Kantorei zusammen mit Orgel und Trompeten musizierte.

Maximilian ließ dem Grafen Leonhard von Görz in der Lienzener Stadtpfarrkirche ein prunkvolles Hochgrab setzen¹³, das Christoph Geiger in den Jahren 1506/1507 schuf. Er war Schwiegersohn des Innsbrucker Hofwerkmeisters Niklas Thüring. Im Jahr 1517 stiftete Maximilian 10 Gulden jährlich für ein Licht am Grab des letzten Görzers. – Weiters stiftete Maximilian einen Flügelaltar mit Anna Selbdritt als zentraler Plastik und den Abbildern von Leonhard und Paola auf den Flügeln. Der Altar, dem Bildhauer Sebald Bocksdorfer und dem Maler Sebastian Schell zugeschrieben, war in der Nähe des Grabes aufgestellt.¹⁴ – Er kümmerte sich auch um das Seelenheil des letzten Görzer Paares Leonhard und Paola, indem er im Jahr 1512 zu Köln eine Jahrtagsmesse beim Lienzener Spital stiftete, verbunden mit 60 rh. Gulden als Almosen für die dortigen Armen.¹⁵

Auch in einigen von Maximilian I. initiierten Werken wird die Erinnerung an die

Görzer wachgehalten: Während in den autobiographischen Arbeiten „Weißkunig“ und „Theuerdank“ nichts zu finden ist, kommen die ehemals gürzischen Bereiche im Tiroler Fischereibuch von 1504 vor.

Auf einem Holzschnittblatt und ebenso auf einer Miniatur des Triumphzuges, entstanden in den Jahren zwischen 1512 und 1518, scheint ein Bannerträger mit dem Görzer Wappen auf.

Auf Maximilians „Ehrenpforte“ ist Graf Leonhard höchstpersönlich in Harnisch mit Kriegsbeil und seinem Wappen abgebildet, entstanden zwischen 1512/15.

Maximilian hat einige Male das Pustertal besucht¹⁶, zum ersten Mal im Juli 1501. Zur Zeit des Venezianerkrieges hielt er sich 1508 und im Jahr 1511 durch Wochen hier in der Nähe des Kriegsschauplatzes im Cadore auf. Die Burg Heinfels diente ihm als Zeughaus, und in Lienz befand sich die zuständige Kriegskammer. Zum letzten Mal passierte Maximilian das Pustertal auf dem Weg nach Innerösterreich im November 1511.

Wie spielte sich der Übergang des Lienzer Raumes und des gürzischen Pustertales an die Grafschaft Tirol ab? Zunächst führte Virgil von Graben mit einigen Räten aus Innsbruck die Verwaltung mit Sitz in Lienz. Die Wünsche der Bevölkerung der ehemals gürzischen Landgerichte artikuliert zu haben, ist vorwiegend das Verdienst der Lienzer Bürger. Am 18. August 1500 richteten die „*Gemaine Stat Luenz und die Gerichtslewt der Gerichten hieuor ze Lannden*“ eine Petition an Maximilian¹⁷, in der sie ihre Wünsche klar ausdrückten, vor allem, dass man einen Anschluss an Tirol anstrebe und dass die Pustertaler Herrschaften verwaltungsmäßig weiterhin eine Einheit unter einem in Lienz amtierenden Hauptmann bleiben sollten.

Maximilian bestätigte die Freiheiten der Stadt Lienz am 17. September 1500¹⁸ – Freiheiten, die ihnen Graf Leonhard nie schriftlich bestätigt hatte! Die Rechte und Freiheiten des Marktes Sillian bestätigte er erst am 18. Februar 1508. – Speziell die Lienzer Bürger werden mit Genugung die Entscheidung Maximilians vom 1. März 1501 aufgenommen haben, womit alle Ämter (Urbarämter – Finanzbehörden) zu Lienz und im Pustertal in das tirolische Kammermeisteramt zu Innsbruck einzuziehen seien.¹⁹

Sozusagen mit den Finanzen hat auch die Übernahme der alten gürzischen Münzstätte zu tun. Sie arbeitet nun unter Maximilian weiter. Bekannt sind folgende Münztypen: Sechs-Kreuzer-Stück mit Maximilians Porträt, einfache Kreuzer, Vier-Pfennig-Stücke und einseitig geprägte Pfennige. Die Stempel dazu wurden in der tirolisch-landesfürstlichen Münzstätte in Hall graviert. Offiziell wurde die Lienzer Münze zwar noch durch Jahre weitergeführt, wenn sie auch bereits 1510 ihren Betrieb eingestellt hat.²⁰

Mit der Einbeziehung der ehemaligen gürzischen Pustertaler Gerichte in die neue Defensions- und Steuerordnung der Grafschaft Tirol von 1511 („Landlibell“) war der Anschluss an Tirol faktisch vollzogen²¹ – gegen den Widerstand vonseiten Kärn-



Maximilian I. und Leonhard von Görz auf einer Gedenkmedaille zur Erinnerung an die 400-jährige Zugehörigkeit der Grafschaft Görz zum Habsburgerstaat, herausgegeben von der Münzstätte Wien im Jahr 1900.

(Original und Foto: Meinrad Pizzini)

tens. Man erinnerte sich daran, dass der Lienzer Raum einst zum Herzogtum gehört hatte. Man wollte nicht zur Kenntnis nehmen, dass die politische Entwicklung längst darüber hinweg geschritten war, indem die Görzer in ihren Gebieten die volle Landeshoheit hatten ausbauen können und zu selbstständigen Fürsten des Heiligen Römischen Reiches aufgestiegen waren. Versuche Kärntens, die Herrschaft Lienz zu gewinnen, gab es bis in die Dreißigerjahre des 16. Jahrhunderts.

Maximilian, wie man weiß, immer in Geldnot, trug sich bald schon mit dem Gedanken, die neu erworbenen Gerichtsherrschaften im Pustertal gewinnbringend zu verkaufen und zwar die Herrschaften Schöneck, Michelsburg, Uttenheim usw. an den Fürstbischof von Brixen und die Herrschaft Lienz an Michael Freiherr von Wolkenstein und Rodeneck, der ein führendes Mitglied des tirolischen Regiments war. Unter dem Vorbehalt der gemeinen Tiroler Landsteuer, des Landesaufgebots, des Bergbaus, der Münzprägung, der Gämssjagd und der Appellation an das Regiment in Innsbruck erfolgte der Verkauf am 10. August 1501.²² Die Herrschaft Altrasen hatte Maximilian bereits am 12. August 1500 an den Wolkensteiner und seine Vettern Gotthart und Oswald gegen ein Bardarlehen verpfändet.²³ Die Wolkensteiner verwalteten die Herrschaft Lienz bis 1642.

Während in den nördlichen Bereichen der ehemaligen Grafschaft Görz ein Zusammenhang mit der früheren Grafschaft Görz erloschen ist, lagen die Verhältnisse im Süden anders. Im ehemaligen Innergürz blieb der Name der Grafschaft Görz als Kronland erhalten. – Es ist erwähnenswert, dass das Wappen der Lienzer Bürgerschaft, die fünfblättrige Rose, seit der Mitte des 17. Jahrhunderts mit dem alten Wappen der Grafen von Görz kombiniert wurde. Im frühen 19. Jahrhundert „rutschte“ die Rose auf den untersten weißen Balken des Görzer Wappens. Und so schaut das Lienzer Wappen auch heute noch aus. Im Prinzip sind die Wappen der Provinz Görz in Italien und der Stadt Lienz

in Österreich ident. – Noch eine Verbindung: Unter Berücksichtigung des historischen Hintergrunds sind im Jahr 2000 die Städte Lienz und Görz eine Partnerschaft eingegangen.

Anmerkungen:

- Die historische Forschung ist seit Jahren von der Bezeichnung des Bruders von Meinhard II. von Tirol als „Albert II.“ abgerückt und benennt ihn nun als Albert I.
- Johann RAINER, Der Frieden von Pusarnitz 1460, in: Carinthia I. Mitteilungen des Geschichtsvereins für Kärnten, 150. Jg., 1960, Heft 1–4, S. 175–181.
- Neue Forschungsergebnisse werden präsentiert von Christine ANTENHOFER, Briefe zwischen Süd und Nord. Die Hochzeit und Ehe von Paula de Gonzaga und Leonhard von Görz im Spiegel der fürstlichen Kommunikation (1473–1500) (= Schlern-Schriften 336), Innsbruck 2007, hier bes. S. 139.
- Hermann WIESFLECKER u. a., Ausgewählte Regesten des Kaiserreiches unter Maximilian I. 1493–1519 (= [Johann] [Friedrich] BÖHMER, Regesta Imperii XIV, 3. Bd., Teil 2, Wien-Köln-Weimar 1998, Regest 14046.
- WIESFLECKER, Regesten, Teil 2 (wie Anm. 4), Regest 14041.
- WIESFLECKER, Regesten, Teil 2 (wie Anm. 4), Regest 14043.
- WIESFLECKER, Regesten, Teil 2 (wie Anm. 4), Regest 14042.
- Hermann WIESFLECKER u. a., Ausgewählte Regesten des Kaiserreiches unter Maximilian I. 1493–1519 (= [Johann] [Friedrich] BÖHMER, Regesta Imperii XIV, 3. Bd., Teil 1, Wien-Köln-Weimar 1996, Regest 10121.
- Mehrere Regesten (wie Anm. 4) befassen sich damit. Am Karfreitag erfuhr man definitiv vom Tod des Görzers.
- WIESFLECKER, Regesten, Teil 2 (wie Anm. 4), Regest 14056.
- WIESFLECKER, Regesten, Teil 1 (wie Anm. 8), Regest 10134.
- WIESFLECKER, Regesten, Teil 1 (wie Anm. 8), Regest 10165.
- Meinrad PIZZINI, Zur Rekonstruktion des „Görzer Grabens“ in der Lienzer Stadtpfarrkirche (= Schlern-Schriften 264), Innsbruck-München 1973, S. 223–237.
- Erich EGG, Gotik in Tirol. Die Flügelaltäre, Innsbruck 1985, S. 323f.
- 1512 Oktober 2. Köln – Stadtarchiv Lienz im Schloss Bruck, o. Inv.-Nr.
- Hans GRIESSMAIR, Kaiser Maximilian I. Itinerarium in Südtirol, in: Der Schlern, 43. Jg., 1869, Heft 2/3, S. 51–55.
- Innsbruck, Tiroler Landesarchiv, Schatzarchiv Akten IV/193.
- WIESFLECKER, Regesten, Teil 1 (wie Anm. 8), Regest 10893.
- WIESFLECKER, Regesten, Teil 2 (wie Anm. 4), Regest 14989.
- Erich EGG, Die Münzen Kaiser Maximilians I., Innsbruck o. J., S. 82f., 174–179.
- Martin P. SCHENNACH, Das Tiroler Landlibell von 1511. Zur Geschichte einer Urkunde (= Schlern-Schriften 356), Innsbruck 2011.
- WIESFLECKER, Regesten, Teil 1 (wie Anm. 8), Regest 12327.
- WIESFLECKER, Regesten, Teil 1 (wie Anm. 8), Regest 10691.

Literatur zur Geschichte der Grafen von Görz (in Auswahl):

- Martin WUTTE, Die Erwerbung der Görzer Besitzungen durch das Haus Habsburg, in: Mitteilungen des Institutes für Österreichische Geschichtsforschung, Bd. XXXVIII (1920), S. 282–311.
- Hermann WIESFLECKER, Die politische Entwicklung der Grafschaft Görz und ihr Erbfall an Österreich, in: Mitteilungen des Institutes für österreichische Geschichtsforschung, Bd. LVI (1948), S. 329–384.
- Meinrad PIZZINI, Lienz. Das große Stadtbuch, Lienz 1982.
- Wilfried BEIMROHR, Habsburg und Görz – ein stiller und ungleicher Kampf, in: Osttiroler Heimatblätter, 67. Jg., 12/1999.
- circa 1500, Landesausstellung 2000 Mostra storica, Ausstellungskatalog, Genf-Mailand 2000, Teil: Leonhard und Paola. Ein ungleiches Paar, S. 1–205.
- Sergio TAVANO, Massimiliano I e Leonardo di Gorizia, in: Studi Goriziani, 86, 1997, S. 29–59.
- Hermann WIESFLECKER, Die Grafschaft Görz und die Herrschaft Lienz, ihre Entwicklung und ihr Erbfall an Österreich (1500), in: Veröffentlichungen des Tiroler Landesmuseums Ferdinandeum, 78. Bd., 1998, S. 131–149.
- Meinrad PIZZINI, Graf Leonhard von Görz-Tirol. Zum Tod des Görzer Landesfürsten vor 500 Jahren am 12. April 1500, in: Osttiroler Heimatblätter, 68. Jg. (2000), Nr. 4.
- Wilfried BEIMROHR, Die Folgen eines Erbfalls: Die Vordere Grafschaft Görz kommt zu Tirol, in: Osttiroler Heimatblätter, 68. Jg., (2000), Nr. 8–9.
- Meinrad PIZZINI, La contea anteriore di Gorizia: Sviluppo e separazione dalla Carinzia, in: La Contea dei Goriziani nel medioevo (Ed. Libreria Goriziana), Gorizia 2002, S. 105–119.
- Meinrad PIZZINI, I rapporti dei conti di Gorizia con la Repubblica di Venezia, in: La Contea dei Goriziani nel medioevo (Ed. Libreria Goriziana), Gorizia 2002, S. 179–195.

Wilfried Beimrohr

Das Cadore als Kriegsschauplatz

Ereignisse im Venezianerkrieg

Am Ende seines Lebens, bereits vom Tod gezeichnet, bedauerte Maximilian, König und Kaiser des Heiligen Römischen Reichs deutscher Nation, zu viele Kriege geführt und damit „nur dem Teufel“ gedient zu haben.¹ Die Nachwelt, in deren „Gedächtnis“ dieser begnadete Selbstdarsteller und sendungsbewusste Propagandist unbedingt verhaftet sein wollte, schätzte Maximilian vorwiegend als klugen und weitschauenden politischen Kopf, als geistig schöpferische Persönlichkeit, als gebildeten Förderer der Wissenschaften, als aufmerksamen Kunstmäzen. Vernachlässigt wird dabei ein weiteres Interessensgebiet und Wirkungsfeld dieses Herrschers, das des Militärs und des Krieges. Der Krieg dominierte Maximilians Leben, es verstrich kaum ein Jahr, in dem er als Herrscher nicht in einen Krieg verwickelt war.

In 40 Regierungsjahren als Erzherzog, König und Kaiser nahm Maximilian an 27 Feldzügen persönlich teil. Maximilian agierte nicht als der ferne Kriegsherr, er hielt sich gern und oft bei seinen Soldaten im Feld auf, er scheute nicht das strapaziöse Lagerleben. Wiederholt führte Maximilian selbst als Feldherr seine Truppen an, und als solcher, attestiert ihm sein Biograph Hermann Wiesflecker, sei er hervorragend geeignet gewesen. Ohne Skrupel setzte Maximilian, ganz Kind seiner Zeit, während seiner Herrschaft militärische Gewalt als „ultima ratio regum“ ein und bekannte sich offen dazu, wie seine autobiographisch gefärbten Werke „Weißkunig“ und „Theuerdank“ unschwer verraten. Militärischen Innovationen stand dieser Herrscher stets offen gegenüber. Auch unter ihm verdrängte die Infanterie die Kavallerie als wichtigste Waffengattung. Maximilian gilt als Schöpfer oder „Vater“ der nach Schweizer Vorbild formierten infanteristischen Söldnertruppen, der sogenannten „Landsknechte“. Maximilian erkannte auch das militärische Potenzial einer neuen, technischen Waffengattung, der Artillerie. In seinem Herrschaftsbereich förderte er die Waffenproduktion und richtete vielerorts Zeughäuser als Waffenlager ein.

Der Venezianerkrieg von 1508 bis 1516 ist eine äußerst verworrene Kette von Ereignissen, weil viele Protagonisten im Spiel sind und andauernd die Allianzen wechseln.² Mit- und gegeneinander führen hier Krieg Maximilian (aber ohne Rückhalt des Reiches), Frankreich, Spanien, die Eidgenossenschaft, das Herzogtum Mailand, die Republik Venedig, der Papst mit seinem Kirchenstaat, um die wichtigsten Kombattanten anzuführen. Im Grunde handelte es sich um einen europäischen Machtkampf in Italien, begleitet von einer Vielzahl regionaler Konflikte. Die Ausgangslage ist die: Italien ist wirtschaftlich ein blühendes, aber territorial zersplittertes Land, es ist ein politisches Vakuum, offen für Interventionen von außen, besonders vonseiten der Großmächte. In Ober- und Mittelitalien haben sich im Wettstreit und Kampf der Kleinstaaten mit dem päpstli-



Niederlage der Tiroler Kriegsknechte bei Pieve di Cadore; Holzschnitt in Kaiser Maximilians autobiographischem Werk „Weißkunig“. Foto: Meinrad Pizzini

chen Kirchenstaat, dem Herzogtum Mailand und der Republik Venedig drei regionale Mittelmächte etabliert, die in der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts ein Gleichgewicht der Kräfte garantieren.

Gestört wurde dieses Gleichgewicht durch Frankreich, das 1494 durch militärische Intervention das Königreich Neapel für kurze Zeit an sich reißen konnte und seit 1499 durch Vertreibung der Sforza im Besitz des Herzogtums Mailand war. Das wiederum störte Spanien, dessen Königshaus Aragon über die Königreiche Sizilien und Neapel herrschte. Dass sich Frankreich in Italien festsetzte, passte noch weniger Maximilian, dessen ewiger Widersacher im Westen des Reichs ebendieses Frankreich war und der über seine zweite Frau mit dem vertriebenen Herrschergeschlecht der Sforza verschwägert war. Alle Zugänge nach Süden waren nun in der Hand potenzieller Feinde. Maximilian sah obendrein Rechte des Reiches verletzt, durch Frankreich, aber auch Venedig, denn zahlreiche oberitalienische Städte galten seit dem Hochmittelalter als Reichslehen. Allerdings waren diese Reichsrechte stark verblasst und hatten keine realpolitische Grundlage mehr. In diesem Zusammenhang ist eines vorwegzunehmen: Maximilians Italienpolitik, seinem militärischen Vorgehen gegen Frankreich und Venedig fehlte die Unterstützung durch das Reich; die Reichsstände ließen ihm weder Truppen noch Geld zukommen. Den Krieg finanzierte er aus eigener Tasche und mit Hilfe seiner österreichischen Erbländer. Venedig hatte Maximilian vor allem deshalb im Visier, weil die Stadtrepublik, die im Laufe des 15. Jahrhunderts sich als Landmacht bis in die Alpen ausgebreitet hatte, wichtige Zugänge nach Oberitalien kontrollierte und habsburgische Gebiete in Friaul und Istrien bedrohte.

Den Venezianischen Krieg trat Maximilian los. Da ihm Venedig im Einvernehmen

mit Frankreich den traditionellen Römerzug mit Heeresfolge nach Rom, wo ihn Papst Julius II. zum Kaiser krönen sollte, verwehrte, ließ sich Maximilian am 2. Februar 1508 im Dom zu Trient zum „Erwählten römischen Kaiser“ ausrufen. Wenig später, mitten im Winter, riskierte Maximilian ein sinnloses militärisches Abenteuer. Mit einem schwachen kaiserlichen Heer griff er von Trient und vom Isonzo aus Venedig an. Die Offensiven blieben schnell stecken und mündeten in der Katastrophe im Cadore. Rückzüge und Landverluste waren die Folge. Im Juni 1508 konnte sich Maximilian in einen Waffenstillstand retten. Im Dezember 1508 kam auf Betreiben des Papstes ein Bündnis zustande, die Heilige Liga von Cambrai, die angeblich gegen die Türken, aber tatsächlich gegen Venedig gerichtet war. Der Allianz schlossen sich Frankreich, Spanien und England an und mit Feuer und Flamme auch Maximilian; Verona, Vicenza und Padua und die venezianischen Gebiete in Friaul und Istrien standen auf seinem Wunschzettel. Den ersten vernichtenden Schlag führte Frankreich, das im Mai 1509 in der Schlacht von Agnadello das venezianische Hauptheer schlug. Dadurch war die Republik militärisch schwer angeschlagen, und diese Schwächephase konnte Maximilian zu einigen Eroberungen und Rückeroberungen nutzen. Da sich Frankreich weigerte, Venedig endgültig niederzuringen, wogte der Krieg 1510 hin und her. Obendrein leitete der Papst 1510 einen Bündniswechsel ein, nun galt es die „Barbaren“, gemeint war Frankreich, aus Italien zu vertreiben. Im Oktober 1511 schlossen sich der Papst, Spanien, die Eidgenossenschaft und Venedig, der bisherige gemeinsame Feind, zu einer Heiligen Liga zusammen. Maximilian trat erst gut ein Jahr später, im November 1512, dieser antifranzösischen Allianz bei. Inzwischen war aber Frankreich im Sommer 1512 vertrieben worden, die Folge seiner schweren Niederlage in der Schlacht bei Ravenna gegen ein spanisch-venezianisches Heer. Aus Maximilians Sicht war das Jahr 1513 das erfolgreichste Kriegsjahr, Frankreich war aus Italien geworfen worden, einen Rückkehrversuch im Sommer 1513 verhinderte ein Schweizer Heer. Maximilian konnte sich auf Venedig konzentrieren und befahl einen grausamen Brand- und Plünderungsfeldzug. Der berühmte Söldnerführer Jörg von Frundsberg bereitete den Venezianern bei Vicenza im Oktober 1513 eine schwere Niederlage. Mit Not rettete sich Venedig in die Winterpause.

1514 hatte sich Venedig wieder erholt und startete eine Gegenoffensive. 1515 verlagerte sich das Kriegsgeschehen stärker nach Westen. In einem über die Alpen führenden Feldzug konnte Frankreich Mailand erobern und die Lombardei wieder in Besitz nehmen. Nun fanden sich Maximilian, der Papst, Spanien, die Eidgenossen und England zu einem antifranzösischen Bündnis zusammen. Maximilian, gesundheitlich schon angeschlagen,

führte im Frühjahr 1516 das Heer der Bundesgossen in die Lombardei, vor Mailand musste der Kaiser aber den Feldzug abbrechen, weil sich seine Armee wegen Soldmangels und der aussichtslosen Belagerung auflöste. Seine Landsknechte schimpften ihn einen „Strohkönig“. Gedemütigt machte sich Maximilian mit wenigen Getreuen auf den Weg ins sichere Etschland. Der Frieden ließ nicht lange auf sich warten, aber diesen handelte nicht der Kaiser, sondern sein Enkel Karl aus.

Das ladinischsprachliche Cadore gehörte seit dem Hochmittelalter zur weltlichen Herrschaft des Patriarchats Aquileia, das den Gebirgsbewohnern Selbstverwaltungsrechte einräumen musste. Mit der Eroberung Friauls durch die Republik Venedig 1420 fand dieser kirchliche Staat sein Ende und das Cadore war seither eine venezianische Grenzregion zum görzischen, ab 1500 tirolischen Pustertal. Im Venezianerkrieg war das Cadore ein Nebenschauplatz, die wichtigen militärischen Aktionen spielten sich in der venezianischen Tiefebene ab. Mit einer Ausnahme. Erinnern wir uns an das Jahr 1508 zurück. Gleich nach der Kaiserproklamation am 2. Februar 1508 startete Maximilian seine Offensiven gegen Venedig, von Trient aus über das Etschtal und die Valsugana und aus dem Raum Görz heraus, und wurde überall gestoppt. Maximilian versuchte es daher mit einer Ablenkungs- und Entlastungsoffensive vom Pustertal über das Cadore. Diese war ihm so wichtig, dass er persönlich anwesend war und zwischen Toblach und Lienz hin und her pendelte. Am 22. Februar war Schloss Peutelstein von kaiserlichen Truppen umzingelt, deren Besatzung aber nicht kapitulierte.³ Um keine Zeit zu verlieren, zog die Hauptstreitmacht weiter über Misurina und Tre Croci nach Ampezzo, dem heutigen Cortina, dessen Bevölkerung sich kampfflos unterwarf und daher vor Brand und Plünderung verschont wurde. Am 24. Februar erreichten die kaiserlichen Truppen unter dem Kommando des Sixt von Trautson Pieve di Cadore. Die Besatzung des dortigen Schlosses kapitulierte. Maximilian, im Glauben, dass alles bestens sei, reiste nach Innsbruck ab. Inzwischen rollte, ohne dass es die kaiserlichen Truppen ahnten, die blitzartig organisierte Gegenoffensive der Venezianer an.⁴

Am 2. März wurde das zwischen Tai und Pieve lagernde kaiserliche Heer an drei Seiten von den heimlich über schneeüberwehte Pässe herangeführten venezianischen Truppen angegriffen, befehligt von Bartolomeo D'Alviano. Auch die Rückzugsstraßen waren versperrt, der Versuch Trautsons mit seinen rund 1500 Knechten und den Geschützen sich nach Toblach durchzuschlagen, war vergeblich. Sie wurden in einer engen Steinschlucht umstellt, durch Steinlawinen verschüttet, zusammengedrängt und die meisten erschlagen. Sixt Trautson fiel an der Spitze seiner Männer. Hunderte wurden geköpft, weil die Stradioten, zu Pferd kämpfende albanische Söldner, angeblich für jeden Kopf einen Gulden erhielten. D'Alviano meldete nach Venedig, er habe 1800 gefallene Feinde auf dem Schlachtfeld bestatten lassen, was aber weit übertrieben sein dürfte.



Christoph und Kaspar Herbst mit ihrem Wappen; Darstellung am Relief der 1. Station des von Kaiser Maximilian gestifteten Toblacher Kreuzweges, 1519.

(Fotoarchiv Meinrad Pizzini)

Tirol war geschockt ob der katastrophalen Niederlage und bot wegen drohender Kriegsgefahr das allgemeine Landesaufgebot auf. Die Rache war nicht weit und traf wie immer Unschuldige. Im Pustertal wurden die Sturmglöcken geläutet, die Kreidefeuer angezündet und der Landsturm aufgegeben. Im April unternahm Erich von Braunschweig mit 2000 herbeigeeilten Bauern einen Brandschatzungs- und Plünderungszug über den Sextener Kreuzberg nach Comelico. Im Jahr darauf war das Cadore an der Reihe. Unter dem Kommando von Rudolf von Anhalt brachen kaiserliche Truppen im Sommer 1509 in das Cadore ein, verwüsteten und plünderten alle Dörfer des Boite-Tales und äscherten Ampezzo ein.⁵

Nachdem ein halbherziger Versuch, Schloss Peutelstein zu nehmen, 1510 gescheitert war, unternahm Maximilian wiederum einen Versuch, diese Burg zu erobern. Zu diesem Zweck trommelte er im Pustertal, wo er sich persönlich aufhielt, ein neues Heer zusammen, das einer seiner fähigsten Hauptleute, Colonna von Völs, anführen sollte.⁶ Nach zwei- bis dreitägigem Beschuss kapitulierte im Oktober 1511 die Besatzung und zog ab. Der Kaiser ließ es sich nicht nehmen, das Schloss zu besichtigen und darin einige Tage zu wohnen. Von den Repräsentanten der Ampezzaner Bevölkerung nahm Maximilian die Unterwerfung und Huldigung entgegen. Damit setzte, die wenigsten dürften das damals vorausgesehen haben, eine gut vierhundertjährige Zugehörigkeit dieses Gebiets, des Gerichts Ampezzo oder Hayden, zu Tirol ein.

Vor dem Dreißigjährigen Krieg war der Venezianerkrieg wohl der verheerendste: Zehntausende verloren als Soldaten und Zivilisten ihr Leben, ganze Landstriche waren verwüstet und zerstört. An der geopolitischen Ausgangslage hatte sich nichts geändert: Frankreich war noch immer in Besitz des Herzogtums Mailand, und die Republik Venedig hatte nur marginale territoriale Abstriche machen müssen. Aus Maximilians Sicht war die Bilanz dieses Krieges mehr als ernüchternd: Der Frieden von Brüssel vom Dezember 1516 sicherte ihm eine Kriegsentschädigung von 550.000 Sonnenkronen zu, einen Bruchteil dessen, was ihn der Krieg gekostet hatte. Das noch besetzt gehaltene Verona musste er wieder an Venedig abtreten. Zugesprochen wurden ihm einige bescheidene Grenzgebiete, die der Grafschaft Tirol angegliedert wurden, das Etschtal südlich von Trient mit Rovereto, die vier

Vikariate Ala, Avio, Mori und Brentonico und Riva am Gardasee sowie das Talbecken von Ampezzo.⁷ Dieses armselige Ergebnis am Ende eines langen Krieges trug dem Kaiser harten Tadel ein. Seine Länder waren finanziell ausgeblutet, der Kaiser selbst war ob der Kriegsfinanzierung hoch verschuldet. Seine Erbländer hatten drei Millionen Gulden an Steuern für den Krieg aufgebracht, davon stammten zwei Millionen allein aus Tirol, das als Grenz- und Transitland am

meisten unter dem Krieg zu leiden hatte.⁸ Es verging kaum ein Jahr, in dem Maximilian nicht ein, zwei, drei und vier, ja sogar fünf Landtage in Tirol einberufen hatte lassen, weil er Geld und Truppen benötigte. Maximilian hatte nicht gezögert, die Mittel, die das Reich ihm zum Kriegführen verweigerte, aus den österreichischen Ländern zu pressen und sein Kammergut auszuschöpfen. So gut wie alles war verpfändet worden, und gewaltige Schuldenlasten waren aufgelaufen. In Tirol, das während des Venezianerkrieges weit gefährdeter war als die anderen österreichischen Länder, wurde die Notwendigkeit erkannt, die Verteidigung des Landes, das Aufgebot der Streitkräfte und die gleichmäßige Verteilung der Kriegslasten gesetzlich zu regeln. Diese von den Tiroler Landständen, den Fürstbischöfen von Trient und Brixen mit Maximilian als Tiroler Landesfürsten ausverhandelte „Landesverteidigungsordnung“ ist das berühmte Landlibell von 1511. Das Landlibell ist eine der wenigen nicht negativen Auswirkungen des Venezianerkrieges. Dass sich in Tirol über Jahre alles um den Krieg im Süden drehte und anderes vernachlässigt wurde, ließ im Land eine Misstimmung entstehen, die im Jahre 1525 hochkochen sollte.

Zur Erinnerung an das „große Ungemach“, das er und seine Kriegskameraden bei den schweren Kämpfen um die venezianische Grenzburg Peutelstein zu ertragen hatten und zum Dank für die Eroberung des Festungswerks stiftete Kaiser Maximilian einen Kreuzweg, für den er bereits 1514 einen päpstlichen Ablass erwirkte und den die ihm nahestehenden Brüder Herbst 1519 errichteten.⁹ Er nimmt in der Pfarrkirche von Toblach seinen Ausgang und führt bis zur Lerschach-Kapelle am sog. Viktoribühel.

Anmerkungen:

¹ Für diesen Beitrag, eine gekürzte Version des Vortrags, wurde folgende Literatur benützt: Manfred HOLLEGER, Maximilian I. (1459–1519), Herrscher und Mensch der Zeitenwende, Stuttgart 2005; Sabine WEISS, Maximilian I. Habsburgs faszinierender Kaiser, Innsbruck-Wien 2018; Wolf H. BIRKENBIHL, Maximilian I. Kaiser zwischen Traum und Wirklichkeit, Baden-Baden 2019.

² Über den Ausbruch und Verlauf des Venezianerkrieges im Detail siehe Hermann WIESFLECKER, Kaiser Maximilian I. Das Reich, Österreich und Europa an der Wende zur Neuzeit, Bd. IV, Wien 1981, S. 6-153; HOLLEGER, Maximilian (wie Anm. 1), S. 191-212; Theodor MAIRHOFER, Tirols Anteil am Venezianischen Krieg zur Zeit Kaiser Maximilians von Jahre 1507–1516, in: Zweites Programm des k. k. Gymnasium zu Brixen, Brixen 1852, S. 1-43.

³ Josef RICHEBUONO, Schloss Beutelstein in Ampezzo, in: Der Schlerm 49 (1975), S. 109-136.

⁴ WIESFLECKER (wie Anm. 2), S. 18 f.; RICHEBUONO (wie Anm. 3), S. 113 f.

⁵ WIESFLECKER (wie Anm. 2), S. 19; RICHEBUONO (wie Anm. 3), S. 114.

⁶ WIESFLECKER (wie Anm. 2), S. 87; RICHEBUONO (wie Anm. 3), S. 114 f.

⁷ Pius WASSERMANN, Grenzveränderungen in Alt-Tirol durch den Krieg Maximilian I. gegen die Republik Venedig, in: Der Schlerm 56 (1982), S. 619-621.

⁸ WIESFLECKER (wie Anm. 2), S. 305.

⁹ Erich EGG, Ältester Kreuzweg Tirols in Toblach, Toblach 1988.

Stefan Weis

Ohne „Pusterer“ geht nichts am Hof

Florian Waldauf und Blasius Hölzl im Umfeld Maximilians I.

Maximilian wusste sie zu schätzen als treue Untergebene, als loyale Mitarbeiter, als Haudegen im Feld und unschlagbare Verhandler und Akquisiteure: Florian Waldauf vom Waldenstein und Blasius Hölzl.

Der ältere, Waldauf, war ein Kämpfer für seinen Herrn, ein guter, zurückhaltender Anführer, Berichterstatter und Organisator, stark dem Volksglauben verbunden. Über ihn berichtete der päpstliche Gesandte: *„Der Sekretär Floriano ist der Königlichen Majestät sehr lieb; seine Dienste sind in den großen Geschäften sehr nützlich.“*¹

Der jüngere, Hölzl, wusste, wie man mit Geld umgeht. Vielmehr, er wusste Geld zu beschaffen für Kongresse, Kriege und Hofhaltung Maximilians. Hölzl war hochgebildet, Humanist, ein offener Geist auch in religiösen Fragen. Über Hölzl sagte ein Augsburger Kaufmann, Philipp Adler, er wäre ein *„anhebigen Finanzlerli und zäpftet ihn in allen Wegen an.“*²

Der Sekretär

Waldaufs Lebensweg beginnt in Anras, genauer im Weiler Asch. Zwischen 1440 und 1450 kam hier Florian Baldauf zur Welt, und ebenso wie sein Geburtsjahr sind seine genaue Herkunft und Jugend mehr legendenhaft als wahr überliefert. Sicher dürfte aber sein, dass die Familie Baldauf keine einfache Bauernfamilie war, sondern zu den Wohlhabenden der Gemeinde gehörte. Mehr noch, die Baldaufs befanden sich in einem Umfeld, welches es im ausgehenden 15. Jahrhundert aufgrund sozialer Umwälzungen auch Mitgliedern niederer Sozialschichten ermöglichte, Karriere zu machen. Das sogenannte „frühneuzeitliche Klientensystem“, die Ausbildung einer Führungsschicht innerhalb familiärer Netzwerke, ermöglichte Lebenswege wie jenen Florian Baldaufs. Auch wenn die Familiengeschichte in Anras erst durch den Gerichtspfleger Hans Hofstetter im Jahr 1649, also rund 200 Jahre nach Florians Geburt, erarbeitet wurde, einen Hinweis auf seine Herkunft hinterließ Baldauf selbst: den Grabstein für seine Eltern, der sich an der Außenseite der Kirche von Asch befindet. Dieses Marmorzeugnis aus dem Jahr 1493 zeigt für Florians Vater Georg das Wappen der Familie. Das zweite Wappen ist jenes der Familie seiner Mutter Walburga, geborene Wieser. Dieses Wappen – ein Sparren, darunter ein Mond mit Gesicht – wurde bereits 1465 von Kaiser Friedrich III. ihren Brüdern Hans und Jakob Wieser verliehen. Hans Wieser wiederum begegnet man um 1470 als Sekretär des Tiroler Landesfürsten Erzherzog Sigmund, ein für die spätere Karriere des Neffen nicht unwichtiger Umstand.

Die vermeintlichen Missetaten in seiner Jugend, ob verknottete Schwänze von Stieren, Flucht aus der Familie oder gar Bärenkampf, sind Legenden aus späteren Jahrhunderten. In seinem Heiltumbuch erwähnt Florian selbst keinerlei Episoden, auch keine Ausbildung an einer Universi-



Grabstein für Georg Waldauf von Waldenstein († 1493) an der Außenseite der Filialkirche zu Mariä Himmelfahrt in Asch (Anras); rechts das Wappen seiner Gemahlin Walburga Wieser.

Foto: Stefan Weis

tät. Bildung kann man ihm aber nicht absprechen, er konnte ausgezeichnet lesen, schreiben, war fließend in Latein. Diese Ausbildung dürfte er in Innichen an der -



Marx Reichlich, Ritter Florian Waldauf von Waldenstein am Altar der Waldaufkapelle in der Pfarrkirche St. Nikolaus in Hall in Tirol, 1501/1505.

(Fotoarchiv Meinrad Pizzinini)

Stiftsschule erhalten haben. Baldauf hatte aber wohl auch militärische Ausbildung genossen, denn in späteren Jahren erwies er sich bei verschiedenen Anlässen an der Spitze der sogenannten „Tiroler Käsebretter“, wie die Tiroler Söldner humorvoll genannt wurden, als wackerer Haudegen.

Als Florian Baldauf um 1470 sein Amt als Angestellter am Hofe Sigmunds antrat, umfasste die Kanzlei des Herzogs fünf Kanzleischreiber und zwei leitende Beamte. 1483 gewährte ihm der Landesfürst eine Wapenbesserung, bei der Bestätigung wurde am kaiserlichen Hof seine vielseitige Verwendbarkeit hervorgehoben, welche ihn 1486 zum Mitglied einer Gesandtschaft bei den Eidgenossen machte. Sigmund war zwischenzeitlich durch Kredite in Abhängigkeit der Wittelsbacher geraten, hatte kein legitimes Kind, Stimmen zum Verkauf des Landes wurden laut. Baldauf schätzte die politische Entwicklung korrekt ein und schlug sich auf die Seite der Habsburger. Noch im Jahre 1486, spätestens jedoch 1487, war er in die Dienste des frisch gewählten Römischen Königs Maximilian I. getreten. Schon vor der endgültigen Entscheidung in Tirol belohnte Maximilian die *„willigen, getreuen und unverdrossenen Dienste“* und bezeichnete Florian als *„unseren Sekretär“*.³ Baldauf erhält dafür das Torwärteramt der Saline in Hall mit allen seinen Einkünften. Diese waren üppig und Grundlage für ein sorgenfreies Leben: täglich fünf Schaff Salz (je 10 kg), jede Woche noch drei Fuder (je 60 kg) Salz, Zollfreiheit für 17 Fuder (je 1900 Liter) Wein, und das alles als erbliches Lehen. 1488 erhält Baldauf auch den zu Ardenburg in Flandern ausgestellten Adelsbrief, wobei ausdrücklich sein *„getreuer Fleiß, die Mühe und Arbeit bei der Zerstörung des unordentlichen Regiments [...] mit Wagnis seines Leibs und Lebens“*⁴ betont wurde. Florian wird Ritter, trägt – nach einer Burg nahe Stuttgart – den Namen von Waldenstein, und heißt fortan Waldauf.

Ab diesem Zeitpunkt findet sich Florian oft in der Nähe Maximilians. 1487 geriet der König in Gefangenschaft der aufständischen Stadt Brügge. Waldauf war Teil des Heeres Kaiser Friedrichs III., Maximilian selbst erinnerte sich in einer Urkunde von 1490 an den Kampf Waldaufs *„gegen einige Städte im französischen Belgien oder Flandern, die sogar das frevelhafte Wagnis unternahmen, Uns in Brügge gefangen zu nehmen und in Fesseln zu schlagen“*.⁵ Am Dreikönigstag des Jahres 1489 nahm Florian an der Überfahrt Maximilians von Amsterdam nach Sperdamentil, welche durch Nebel und Eisschollen beinahe in einer Katastrophe endete. Während der Habsburger, seiner Stellung gemäß, als unerschrocken dargestellt wurde, gelobte der verzweifelte und sich dem Tode geweiht wahnende Waldauf, eine Sammlung von Heiltümern zu Ehren Gottes anzulegen. Diese Stiftung, deren Errichtung Waldauf seit 1492 systematisch betrieb, sollte nach dem Willen Waldaufs



Feierliche Übertragung von Florian Waldaufrs umfangreicher Heilum- bzw. Reliquiensammlung von Schloss Neu-Rettenberg (links oben) in die Haller Stadtpfarrkirche; Holzschnitte von Hans Burgkmair d. Ä., 1508/1509.

(Fotoarchiv Meinrad Pizzinini)

auch eine Konkurrenz zu anderen großen Reliquiensammlungen im Reich werden, und Hall, ihr Aufstellungsort, ein bedeutender Wallfahrtsort.

Im Jahr 1490, nach der Eroberung von Stuhlweissenburg/Szekesvehervar, wurde Waldauf mit dem goldenen Zeichen der Ritterwürde ausgezeichnet und erstmals als Protonotar betitelt. Der persönliche Vertraute Maximilians wurde Begleiter an Reichstagen, im Frankreichfeldzug oder Geheimbeauftragter in den wichtigsten Missionen der Habsburger, verhandelte er doch das Zustandekommen der Heirat zwischen Philipp dem Schönen, Maximilians Sohn, und Johanna der Wahnsinnigen, der Tochter der spanischen Könige Ferdinand und Isabella sowie der Ehe Juans von Spanien und Margarethes von Österreich.

Mit dieser Mission war der Zeitpunkt für Florian gekommen, sich zurückzuziehen. Er wurde Rat in der Schatzkammer bzw. Raitkammer in Innsbruck und arbeitete intensiv an der Einhaltung seines Gelübdes. Die Beziehungen, die ihm seine Arbeit gebracht und ihn bis an den spanischen Königshof und nach Rom zum Papst geführt hatten, wurden nun zum Eigenzweck genutzt. Auf Schloss Neu-Rettenberg, das er für sich und seine Frau Barbara Mitterhofer aus Schwaz errichten ließ, sammelte er über 2.000 Reliquien aus Ungarn, Bayern, Schwaben, Franken, Sachsen, Brandenburg, Thüringen, Elsass, Sundgau, Breisgau und Hochburgund. Zahlreiche Bischöfe überließen Waldauf ebenfalls Reliquien, so jene von Trier, Köln, Salzburg, Besançon, Lüttich, Münster, Metz, Würzburg, Bamberg, Konstanz, Augsburg, Eichstätt, Passau, Nürnberg, Straßburg, Worms, Wien oder Speier. Diese Heilumschätze wurden in einer beeindruckenden Prozession, an der 32.000 Besucher teilnahmen, in die St. Nikolauskirche nach

Hall überführt und waren Zeichen für einen von Humanismus und Zeitgeist unbeeinflussten Glauben Waldaufs.⁶

1510 verstirbt Florian, ohne den letzten Auftrag seines Herren vollendet zu haben: die Fertigstellung des Grabes Maximilians I.

Das Finanzerli

Auch Blasius Hölzl war ein Aufsteiger aus niederen Schichten, wenn auch nicht ganz so unerwartet wie Waldauf. Sein ausgesprochen gewandtes Finanzgeschick brachte ihm hohes Ansehen am Hofe ein, seine Freunde schätzten ihn als Geistesgröße des Humanismus. Sein Leben verbrachte er durch fast zwei Jahrzehnte in engem persönlichem Kontakt mit Maximilian I. sowie auf der Suche nach Darlehen in ganz Europa; seine Wurzeln liegen im Pustertal.

Blasius war der Sohn von Bartlme Hölzl, eines gürzischen Lokalbeamten, der in Sillian ein Haus besaß und dort schon 1454 erwähnt wird. Mit seiner Frau Barbara Maxnerin hatte Bartlme zehn Kinder, sieben Söhne und drei Töchter. Wie bei Waldauf liegen auch bei Blasius Hölzl das Geburtsjahr und die Kindheit im Dunkeln, meist wird 1460 angenommen. Hinweise auf ein alternatives Datum geben zwei Ereignisse im Leben des späteren Finanziers und Humanisten. Im Februar 1501 fand in Linz ein großes Fest statt; der königliche Rat Blasius Hölzl hatte zum Geburtstag geladen. Der designierte Bischof von Triest, der Sekretär Maximilians, der Leibarzt des Königs, der Humanist Celtis, sie alle hatten sich versammelt, um für ein Stück zu proben, dass sie einen Monat später im Linzer Schloss vor Maximilian und seiner Gattin Bianca Maria Sforza aufführen sollten. Und um Geburtstagsgedichte zu schmieden für ihren Freund, etwa „in natalem diem Blasii H. Febris natus blasius calendis ...“ – „Zum Geburtstag von Blasius Hölzl. / Blasius, geboren am 1. Februar / ruft die Freunde zu üppigen Festmählern / damit sie froh das würdige Fest begehen / der weisen Minerva.“⁷

Unter der naheliegenden Annahme eines runden Geburtstags wäre das Datum nun der 1. Februar 1461. Verbindet man dies mit der im Matrikelbuch der Universität Heidelberg auffindbaren Immatrikulation eines „Blasius Hölzell de Atthesi Brixinensis dioc.“⁸, also aus dem Etschland, Diözese Brixen stammend, verbunden mit der Einschätzung, Blasius wäre als junger Mann mit 16 Jahren und nicht in seinen späten 20er-Jahren zum Studium gekommen, dann verrückt sein Datum nochmals um ein ganzes Jahrzehnt nach hinten. Der Eintrag stammt vom 13. April 1487, sein Geburtstag wäre damit der 1. Februar 1471.

1489 erwarb er den Baccalaureus artium und wollte wohl zunächst Geistlicher werden, dennoch entschloss er sich letztlich, in die Tiroler Kanzlei einzutreten. Im darauffolgenden Jahr begleitete er Maximilian I. nach Ungarn und wurde 1494 in den königlichen Dienst aufgenommen, in welchem er bis 1510 verblieb. Im Jahr 1495 hielt sich Hölzl zwei Monate in Köln auf, um im Gefolge von Florian Waldauf zu Waldenstein in der Domstadt Reliquien für dessen Stiftung zu erwerben. In ihrem



Blasius Hölzl werden von Joseph Grünpeck verschiedene wunderliche Zeichen am Himmel erklärt, 1502.

(Fotoarchiv Meinrad Pizzinini)

Quartier, dem Antoniushaus in Köln, wurden die Reliquien zusammengetragen und dort bis zur Abreise bei ständig brennenden Kerzen aufbewahrt. Insgesamt besuchte die Gefolgschaft in und um Köln acht Männerstifte, drei Frauenstifte, 14 Männerklöster, 20 Frauenklöster, 20 Pfarren, zwei Klöster außerhalb der Stadt und fünf heilige Plätze der Stadt und verließen diese nicht, ohne gesuchte Schätze mitzunehmen. Vertreter von Köln wurden nicht müde zu betonen, dass seit Menschengedenken weder einem Kaiser, König, Fürsten noch einem anderen Menschen eine so ungeheure Zahl von Reliquien ausgehändigt worden wäre – wohl schon ein Anzeichen für das Erfolgsgeschick und die Überzeugungskraft Hölzls.

Blasius war während seiner Tätigkeit als Sekretär und kaiserlicher Rat mit vielfältigen Finanzangelegenheiten Maximilians betraut, welche meist eine Aufgabe zum Inhalt hatten: frisches Geld zu beschaffen für die unzähligen Aktivitäten des Habsburgers. Er war verantwortlicher Leiter der obersten Kriegskasse im Pfälzerkrieg 1504, musste beim Ungarnfeldzug 1506 die leeren Schatullen füllen: er verwaltete im Venezianerkrieg 1508 die Kriegskammer in Lienz und führte zeitgleich die Geschäfte für Michael von Wolkenstein und Herzog Erich von Braunschweig, die sich bald um die Dienste Hölzls stritten, da beide ihn ganz für sich allein beschaffigen wollten. Der Pusterer führte Verhandlungen mit den Fuggern, Höchstetern, Paumgartnern und Welsern, den großen Geschäftshäusern und damit Monopolisten im Anleihengeschäft. Hölzl wurde, wie Waldauf vor ihm, zum Vertrauensmann des Königs, reiste nach Augsburg, Straßburg, Köln, Wien, Graz, Pettau oder in die Niederlande, tilgte die Schulden der Statthalterin Margarethe oder jene der Hofküche, löste berittene Begleitmannschaften in den Wirtshäusern aus. Seiner Verhandlungs-



Unbekannter Künstler, Blasius Hölzl mit seinem Sohn und dem Familienwappen als Stifter auf einem Gemälde (Ausschnitt) in der heutigen St. Theresien-Kirche in Götzens, vor 1508.
Foto: Meinrad Pizzinini

kunst war es zu verdanken, dass er von den Kreditfirmen Geldsummen im 100.000-Gulden-Bereich erhielt, obwohl die kaiserliche Kreditwürdigkeit längst nicht mehr gegeben war. Seine Reisen ließen ihn auch zum Berichterstatter und Informanten werden, etwa von der Belagerung der Feste Kufstein oder dem Venezianerkrieg.

Für seine Dienste, welche zumeist unbezahlt blieben, erhielt Hölzl verschiedene Lehen übertragen. 1500 bekam der „*liebe Blasi Hölzl*“⁹ in Sillian einen Baumgarten mit jungen Bäumen, der zum Schloss Heinfels gehört hatte, als freies Eigentum. Im Jänner 1501 verlieh Maximilian seinem Sekretär und dessen Erben für dessen treue und nützliche Dienste ein Haus im Münzhof der Stadt Lienz, dazu zwei Schmiedewerkstätten samt zugehörigem Hof, Wiesen südlich der Stadt Richtung Amlach, einen Acker hinter St. Michael am Rindermarkt, einen Acker in Grafendorf, im Juni zusätzlich noch ein Grundstück „*unter Luvez ob Lawend und Cristach*“¹⁰, bestehend aus Mahd und Geret – alles aus dem ehemaligen Besitz Graf Leonhards, der dem Habsburger ein Jahr zuvor vererbt worden war. 1502 wurde Hölzl das Schloss Oberdrauburg in Kärnten samt Amt, Gericht, Bau und Burghut übertragen. Im Laufe der Zeit sammelte er Besitzungen und Pfründe im heutigen Oberösterreich, Niederösterreich, Kärnten, Steiermark, Tirol, Slowenien, Bayern und Baden-Württemberg an. Ende Dezember 1510 gestattete der Kaiser Blasius Hölzl, die im westlichen Mittelgebirge gelegene Burg Vellenberg bei Götzens in der Nähe von Innsbruck zu erwerben. Hölzl zahlte den Erben eine Abfindung von 1.125 Gulden, der Kaiser sagte den Betrag von 5.500 Gulden zu – den Hölzl ihm allerdings vorstrecken musste.

Vellenberg wurde zu Hölzls Heimat, hier gründete er auch 1511 mit Maria, der Tochter des Präsidenten der Tiroler Kammer Peter von Rummel Lichtenau und Thierburg aus Nürnberg, eine Familie. Nach dem Tod seines Schwiegervaters 1519 kam er nicht nur in den Besitz der Thierburg in Fritzens, sondern wurde auch dessen Nachfolger als Kammerpräsident und fand dort, nach den langen Jahren des stetigen Greifens Maximilians in seine vermeintlich niemals leere Tiroler Tasche ein Millionen-

grab vor. 1519 starb auch der Kaiser. In der Folge wirkte Hölzl als Rat Kaiser Karls V. Erzherzog Ferdinand übernahm ebenfalls den vielfältig bewährten Mann, der als Kanzler der beiden „Königinnen“ Anna und Maria auftrat, wohl eine Art Anerkennung für die jahrzehntelangen treuen Dienste.

Blasius Hölzl war aber kein trockener Buchhalter, er verkehrte mit Gelehrten und Künstlern und war selbst ein ausgezeichneter Kunstkenner und vor allem ein Freund der Dichtkunst, der die literarischen Unternehmungen Maximilians mit großer Anteilnahme verfolgte. Außerdem besaß er eine schöne und bedeutende Bibliothek: Als einer der Ersten in Tirol ließ er in seine Bücher gedruckte Exlibris mit seinem Wappen einkleben. Hölzl nahm unter den Humanisten seiner Zeit offensichtlich eine geachtete Stellung ein. Er war Mitglied herausragender Gruppierungen, ihm wurden Bücher und Gedichte gewidmet, er wurde als „Patron der Musen“ bezeichnet und als Mäzen gefeiert. Seine Religiosität schwankte zwischen traditionellem Glauben und den neuen Ideen der Reformation.

1522 wurde er am Weg nach Vellenberg von einem Gewittersturm überrascht, verlor die Orientierung und fürchtete um sein Leben. Er gelobte, ein erzenes Kreuz gießen und dieses an der Wegscheidung Völs-Vellenberg als Wegweiser aufstellen zu lassen. Im selben Jahr bestimmte er in seiner Funktion als Vormund für Florians Sohn Johann Waldauf die Berufung des lutherischen Predigers Urbanus Rhegius zum Kaplan der Waldauf-Stiftung in Hall und leitete damit das Ende der großen Reliquienverehrung und des Ablasshandels in der Salinenstadt ein. Blasius Hölzl starb am 21. Juli 1526 in Innsbruck.

Hölzl wie auch Waldauf zählen zu den Aufsteigern am Hofe Kaiser Maximilians. Aus kleinen Verhältnissen stammend, brachten sie es zu Wohlstand und zu Ansehen. Der eine war einer der gewandtesten „Finanzer“ des Kaisers, der sich durch Ausdauer, Treue und Diplomatie auszeichnete. Der andere ein Ritter, Haudegen, geschickter Verhandler und Vertrauensmann des Kaisers. Beide waren sie „Pusterer Buim“, die in die Welt zogen und an der großen Geschichte mitwirken durften.

Anmerkungen:

- ¹ Heinz MOSER, Waldaufstiftung Hall in Tirol. Urkunden aus den Jahren 1490-1856 (= Tiroler Geschichtsquellen 44), Innsbruck 2000, S. 6.
- ² Tanja A. KRALER, Blasius Hölzl – der „Finanzer“ Maximilians I., in: Sillian. Geschichte und Gegenwart, Innsbruck 2015, S. 409-416.
- ³ MOSER, Waldaufstiftung (wie Anm. 1), S. 12.
- ⁴ Nikolaus GRASS, Camposanto-Teutonico-Privilegien für Österreich. Ein Beitrag zur Sakralkultur im Zeitalter Kaiser Maximilians I., in: Walter HOFLECHNER u. a. (Hgg.), DOMUS AUSTRIAE. Eine Festgabe / Hermann Wiesflecker zum 70. Geburtstag, Graz 1983, S. 137-158.
- ⁵ MOSER, Waldaufstiftung (wie Anm. 1), S. 13.
- ⁶ Die Ausstellung „Florian Waldauf, eine Karriere unter Maximilian I.“ im Stadtmuseum Hall in Tirol vom 29.03. bis 27.10.2019.
- ⁷ Ulrike AUHAGEN u. a. (Hgg.), Horaz und Celtis, Tübingen 2000, S. 249-250.
- ⁸ Universität Heidelberg, Cod. Heid. 358, 50 (1432-1514), https://digi.ub.uni-heidelberg.de/diglit/uah_m2, abgerufen am 10.05.2019.
- ⁹ KRALER, Hölzl (wie Anm. 2), S. 412.
- ¹⁰ KRALER, Hölzl (wie Anm. 2), S. 413.

Literatur (in Auswahl):

- Diverse Autoren in Osttiroler Heimatblätter 1958, Nr. 10; 1964, Nr. 2-3; 1969, Nr. 7.
- Ernst VERDROSS-DROSSBERG, Florian Waldauf von Waldenstein (= Schlern-Schriften 184), Innsbruck 1958.
- Friedrich Hermann SCHUBERT, Blasius Hölzl und die soziale Situation in der Hofkammer Maximilians I., in: Vierteljahrschrift für Sozial- und Wirtschaftsgeschichte 47, Regensburg 1960, S. 105-115.
- Johanna FELMAYER, Blasius Hölzl. Eine markante Persönlichkeit am Hofe Kaiser Maximilians, in: Tiroler Heimatblätter 37 (1962), S. 93-104.
- Nikolaus GRASS, Camposanto-Teutonico-Privilegien für Österreich. Ein Beitrag zur Sakralkultur im Zeitalter Kaiser Maximilians I., in: Walter HOFLECHNER u. a. (Hgg.), DOMUS AUSTRIAE. Eine Festgabe / Hermann Wiesflecker zum 70. Geburtstag, Graz 1983, S. 137-158.
- Hermann WIESFLECKER, Maximilian I. Die Fundamente des habsburgischen Weltreiches, Wien-München 1991.
- Heinz MOSER, Waldaufstiftung Hall in Tirol. Urkunden aus den Jahren 1490-1856 (= Tiroler Geschichtsquellen 44), Innsbruck 2000.
- Tanja A. KRALER, Blasius Hölzl – der „Finanzer“ Kaiser Maximilians I., in: Sillian. Geschichte und Gegenwart, Innsbruck 2015, S. 409-416.
- Michael FORCHER, Kaiser Max und sein Tirol. Geschichten von Menschen und Orten, Innsbruck 2019.



Das von Blasius Hölzl gestiftete und von Stephan Godl gegossene sog. Schwarze Kreuz, heute am Seitenaltar der St. Blasius-Kirche in Völs, 1522.

Foto: Foto Stanger, Völs

Martin Weinländer

Das Fischereibuch Kaiser Maximilians I.

Der Fischbestand im Pustertal einst und heute

Wie man weiß, war Kaiser Maximilian I. (1459–1519) ein großer Jäger und Fischer. In der Grafschaft Tirol, wo er sich besonders gerne aufhielt, fand er beste Voraussetzungen für seine Leidenschaften. Bereits im Werk „Weißkunig“, einer autobiografischen Veröffentlichung Maximilians I., die er Marx Treitzsaurwein von Ehrentreit diktierte bzw. von ihm mitverfasst wurde, wird berichtet, wie der „jung weiß kunig großen lust het mit der vischerey“ (SCHULTZ 1887). Darin werden bereits ertragreiche Seen, deren Fischbestand und Bewirtschaftung beschrieben sowie Jagd-erlebnisse und sogar Erfindungen von Maximilian I., die in Verbindung mit der Fischerei standen. So steht dort geschrieben „er hat auch von newem erdacht die behalter, darin man selbling (Saiblinge) und vörchen (Forellen) frisch und mit irem rechten vischgeschmack, als weren sy in irem wasser, behalten mag“. In einer Zeit ohne Kühlschränke eine wahre Innovation und dringende Notwendigkeit, um das schnell verderbliche Fischfleisch frisch zu halten. Er scheute auch keine Mühen und Kosten, um in Tirol eigene Gewässer und Fischzuchten anlegen zu lassen oder Hochgebirgsseen mit Fischen zu besetzen. Neben der Freude am Fischfang diente dies vor allem der Verpflegung des Kaisers und seines Gefolges. Er ließ sowohl die Jagdreviere aufzeichnen als auch die Fischgewässer. An jedem seiner Gewässer hatte er einen Bewirtschafter („hueter“), der für den Besatz, die Hege und Nutzung des Fischbestandes verantwortlich war. Um langfristig gute Fischbestände sichern zu können, führte Maximilian I. auch Schonzeiten für gewisse Fischarten in einigen Gewässern ein. In der Hofburg wurde zu Zeiten Kaiser Maximilians außerdem ein eigener Fischmeister im „Fischerhäusl“ beschäftigt, der mit der nachhaltigen Bewirtschaftung der Gewässer in Tirol betraut war.

Während das Tiroler Jagdbuch („gejaid puech“) noch vor 1500 fertig gestellt wurde, konnte das Tiroler Fischereibuch 1504 abgeschlossen werden. Es wurde von Wolfgang Hohenleiter verfasst, unterstützt von Martin Fritz, Fischmeister zu Innsbruck. Die Illustrationen stammen von Jörg Kölderer, dem berühmten aus Inzing gebürtigen Künstler und Hofmaler von Kaiser Maximilian I. Dabei werden prunkvolle Wappenschilder und lebensvolle Darstellungen von Jagd- und Fischereiszenen festgehalten. Jahrhunderte später haben Franz Unterkircher (1967), Franz Niederwölfsgruber (1979) und Martin Hochleithner (2013) das Jagdbuch und das Fischereibuch verknüpft und ein Faksimile der Handschrift samt Transkription und Übersetzung neu aufgelegt. Das „Tiroler Fischereibuch“ Kaiser Maximilians I. gilt als eines der ältesten Werke über die fischereiliche Bewirtschaftung der Gewässer des Landes. Da der Römische König Maximilian, zugleich Tiroler Lan-



Beschreibung des Tristacher Sees im Tiroler Fischereibuch Maximilians I., 1504. (Fotoarchiv Meinrad Pizzinini)

desfürst, den letzten Görzer, Graf Leonhard, im Jahr 1500 beerbte, wurde nun auch der größte Teil des Pustertales mit aufgenommen. Da Maximilian die gesamte Grafschaft Görz übernahm, scheinen im Fischereibuch selbst einige Gewässer in der Nähe von Görz auf, wie der Isonzo oder die Wippach. Obwohl alle großen Seen beschrieben werden, finden große Flüsse, wie Inn, Lech und Etsch, dagegen keine Würdigung im Fischereibuch. Nachdem im 60 Papier- und Pergamentblätter (120 Seiten) umfassenden Fischereibuch von Wolfgang Hohenleiter vier Seiten frei gelassen wurden, kann man vermuten, dass diese für die oben genannten Gewässer vorgesehen waren, aber nicht fertiggestellt werden konnten.

Im „Tiroler Fischereibuch“ werden insgesamt 111 stehende und fließende Gewässer in Nord- und Südtirol sowie Friaul-Julisch Venetien beschrieben, von denen neun in Illustrationen mit lebhaften Jagd- und Fischereiszenen verewigt sind. Es wird auf das Vorkommen und die Bestände von 21 Fischarten und je einer Flusskrebbs- und Neunaugenart eingegangen. Daher liefert das Fischereibuch nicht nur wichtige Informationen für Historiker, sondern gilt auch als Standardwerk für Fischereibiologen. Bei allen Gewässer-Beschreibungen geht es in erster Linie um den jeweiligen Fischbestand und seine Qualitäten hinsichtlich Geschmack und Größe der Fische. In den Gewässern des Pustertales kommen hauptsächlich vor Bachforellen („vorch“), Äschen („aschen“), Barben („parm“), Nasen („nasen“), Aiteln („allten“), Karpfen („kerpfen“), Flussbarsch („anpaß“) und auch Edelkrebse („krebssen“). In den Gewässern des Iseltals sind Bachforellen, Äschen und Huchen („rot-

huechen“) beschrieben. Eine Darstellung ist dem Krebsfang in der Drau an der Lienzer Klause gewidmet. Auf dem Bild sind eindrucksvoll und detailliert die verschiedenen Methoden des Krebsfanges dargestellt. Die Fischer suchen die Krebse im grellen Licht der Fackeln. Diese werden mit bloßen Händen, Reusen, Keschern bzw. mit einem sackartigen Netz gefangen. Sie werden in Weidentaschen verstaut, die ein Saumpferd trägt. In einem großen, mit Wasser gefüllten Fass werden die Krebse von einem Pferdegespann wohl nach Lienz transportiert. Heute gibt es keine Edelkrebse mehr in der Drau, jedoch sind noch Vorkommen im Tristacher See, Tristacher Seebach und Jungbrunnbach sowie durch Besatz in einigen anderen Gewässern im Lienzer Talboden und auch im Pustertal erhalten geblieben (WEINLÄNDER 2018).

Vom ehemals görzischen Pustertal scheinen folgende Seen auf: See zu Antholz, Prager See, Toblacher See, Tristacher See. Die größten fließenden Gewässer sind die Rienz im westlichen Teil des Pustertales, die Drau oberhalb und unterhalb von Lienz und die Isel. Auch die kleineren Bäche werden ihrem Fischbestand nach beschrieben: Thalerbach, Villgraterbach, Defereggerbach, Kalserbach, Debantbach, die Bäche aus Prags, Gsies, Rasen (Antholzer Bach) und Taufers. Besonders bemerkenswert ist die Beschreibung des Tristachersees („See vnderm Rauchenkobl“), wo Jagd und Fischerei in Verbindung gebracht werden. Der Verständlichkeit halber wird der Text in die neuhochdeutsche Sprache übertragen: „Dieser See unterm Rauchkofel hat Karpfen, Krebse, Forellen und Anbeiß. Und ein Landesfürst kann an diesem See sein besonderes Vergnügen haben, da der Rauchkofel eine gute Gämjsjagd ist und unmittelbar an diesen See grenzt; denn wenn ein Landesfürst an diesem See fischt, so kann er zu seiner Lust auch die Gämjsjagd abhalten lassen, ihr zuhören und die Gämisen in den Wänden laufen sehen.“ Forellen werden durchwegs als geschmackvoll beschrieben. Natürlich handelte es sich dabei nicht um die Regenbogenforelle, die in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts von Nordamerika nach Europa gebracht und ausgesetzt wurde. Vielmehr handelt es sich um donau-stämmige Bachforellen, die heute auch umgangssprachlich als „Kaiser Max-Forellen“ oder „Urforellen“ bekannt sind. Diese Linie der Bachforelle ist im Alpenraum durch genetische Durchmischung mit besetzten Bachforellen der atlantischen Linie fast verschwunden und konnte in reiner Form nur mehr in wenigen isolierten Gewässern, wie in hoch gelegenen Gebirgsseen überdauern. In Osttirol findet man sie, wie bereits zu Kaiser Maximilians I. Zeiten, auch heute noch im Anraser See. In einigen Gewässern im Nationalpark Hohe Tauern (z. B. Trojer Almbach, Dorferbach) wurde die donau-stämmige Bachforelle außerdem wieder besetzt. Der Tiroler



Die donau-stämmige Bachforelle kommt in Osttirol heute noch natürlich im Anraser See und durch Besatz im Trojer Almbach und Dorferbach (Kals) vor. Sie gilt als besonders standorttreu und ist genetisch bestens an Hochwasserereignisse angepasst.

Foto: Florian Jurgeit, Nationalpark Hohe Tauern

Fischereiverband unterstützte jahrelang die Nachzucht dieser Bachforellen-Linie in der Fischzucht Thaur. Diese diente bereits zu Zeiten Kaiser Maximilians zu diesem Zwecke und wird im Tiroler Fischereibuch namentlich erwähnt. Wie hier bereits angedeutet, gab es in den Gewässern Tirols seit dem 16. Jahrhundert einige Veränderungen, aber auch Konstanten.

Was würde wohl Maximilian I. denken, wenn er seine Tiroler Gewässer und Fischbestände in der Gegenwart sehen könnte? Er würde sie, bis auf die hochgelegenen Gebirgsseen, wohl nicht mehr wieder erkennen. Zu sehr hat der Mensch zur Landgewinnung, zum Hochwasserschutz und zur Energienutzung die Gewässer Tirols in den letzten Jahrhunderten geprägt. Vergleicht man die Tiroler Gewässer samt Fischbestand zu Zeiten Kaiser Maximilian I. mit jenen der Gegenwart, so lassen sich erhebliche Veränderungen feststellen. Derzeit wird am Tiroler Fischereibuch der Gegenwart gearbeitet, das von der Firma REVITAL Integrative Naturraumplanung GmbH im Auftrag und in Zusammenarbeit mit dem Amt der Tiroler Landesregierung (Abt. Wasserwirtschaft) erstellt wird. Darin werden alle historisch und aktuell vorkommenden Neunaugen-, Fisch-, Flusskreb- und Großmuschelarten in Tirol vorgestellt und eine Einstufung der Gefährdung (Rote Liste) vorgenommen. Dazu war ebenfalls ein Exkurs in die historische Fischfauna Tirols nötig, wofür das Fischereibuch Kaiser Maximilians I. eine zentrale Rolle spielte. Für den Osttiroler Raum und das Pustertal sind die Arbeiten von KOFLER (1980a, 1980b), PIZZININI (1982, 2013) und FÜREDER & MACHINO (1998) als wichtige Quellen für die historische Situation der Fisch- und Flusskrebbsbestände sowie der Fischerei zu nennen.

Einige der im Fischereibuch erwähnten und teilweise eigens zur Fischproduktion errichteten Gewässer, wie die Ablassseen bei Ambras, Wiesen, Natters, Völs, Spiegelfreund und Seefeld, sind heute nicht mehr vorhanden. Die im Tiroler Fischereibuch erwähnten Flüsse und Bäche und deren assoziierten Landschaften haben sich außerdem nachhaltig verändert. Ebenso ist es zu Änderungen in der Artenzusammensetzung der Gewässertiere Tirols gekommen. Im Tiroler Fischereibuch werden 21 Fisch- und jeweils eine Flusskreb- und Neunaugenart genannt. Dem gegenüber sind heute historische und aktuelle Vor-

kommen von 51 Fisch-, fünf Flusskreb- und einer Neunaugenart bekannt. Dazu kommen noch drei Großmuschelarten, von denen keine im Fischereibuch erwähnt wird, wohl auch aus dem Grund, da diese nicht am Speiseplan des Landesfürsten und seines Gefolges standen. Aktuell wird immer wieder von einem weltweiten Arten- und Biodiversitätsverlust berichtet, wobei der Artenzuwachs bei den Gewässertieren Tirols kein Grund zur Freude ist. Viele dieser Arten wurden aus weiten Teilen der Welt importiert und in den Wildgewässern Tirols besetzt. Einige dieser Arten können sich bei den in Tirol vorherrschenden klimatischen Bedingungen nicht vermehren und richten wenig Schaden an. Andere hingegen sind invasiv, breiten sich teilweise stark aus, können heimische Arten verdrängen oder Krankheiten übertragen. Besorgniserregend sind vor allem der Artenschwund und die abnehmende Verbreitung der ursprünglichen Fischfauna in Tirol. Allein im Bezirk Lienz (Osttirol) zählen mit Barbe, Brachse, Nase, Steinbeißer und Giebel fünf Fischarten zur historischen Fischfauna und gelten als ausgestorben.

So gesehen sind wir nicht gerade gut mit dem Erbe von Kaiser Maximilian I. umgegangen. Es gibt jedoch auch viele positive Veränderungen an den Tiroler Gewässern zu erwähnen. So ist es in den letzten Jahren zu einem Umdenken in der fischereilichen Bewirtschaftung in den Tiroler Gewässern gekommen, wo mit Unterstützung des Tiroler Fischereiverbandes wieder vermehrt donau-stämmige Bachforellen besetzt wur-

den. Ebenso werden mit finanziellen Mitteln von Land, Bund und der Europäischen Union viele Renaturierungen an Gewässerstrecken durchgeführt. Erfreulicherweise wurden in den letzten Jahrzehnten auch einzigartige Gewässerstrecken unter Schutz gestellt. So ist erst kürzlich die Isel als Natura 2000-Gebiet ausgewiesen worden und ist nun Teil des Europäischen Schutzgebietnetzwerks. Durch die Europäische Wasserrahmenrichtlinie muss außerdem gewährleistet sein, dass alle Gewässer Tirols den guten ökologischen Zustand bzw. das gute ökologische Potenzial erreichen. Weiters müssen Fischlebensräume passierbar gestaltet werden, und Kraftwerksbetreiber müssen daher Fischaufstiegshilfen bei ihren Anlagen einbauen. Dadurch hat sich in den vergangenen Jahrzehnten die Situation der Gewässertiere in Tirol vielerorts wieder verbessert. Besonders stolz wäre Kaiser Maximilian I. wohl auf Dr. Nikolaus Medgyesy, der die „Kaiser Max-Forelle“ im Gossenköllesee Ende der 1990er-Jahre wiederentdeckt hat. In den Folgejahren wurden im Rahmen des Projektes „Trout Exam Invest“ u. a. in Nordtirol, Kärnten und Salzburg nach donau-stämmigen Bachforellen gesucht und viele Bestände genetisch untersucht. In einigen isolierten Gewässern wurde man auch noch fündig, worauf einige dieser autochthonen Fischstämme für den nachhaltigen Fischbesatz gezüchtet wurden. Heute betreibt Niki Medgyesy jun. zusammen mit seinem Vater mit Leidenschaft die Nachzucht von donau-stämmigen Bachforellen für Besatzzwecke in der Fischzucht Thaur. Somit bewahren sie das Erbe von Kaiser Maximilian I. und halten die Tradition in der historisch angestammten Fischzucht aufrecht.

Dank

Ich bedanke mich recht herzlich bei Dr. Meinrad Pizzinini für wichtige Informationen über den historischen Fischbestand in den Gewässern Osttirols und die Bereitstellung von Textbausteinen für diesen Artikel.

Verwendete Quellen und Literatur:

- SCHULTZ A. (1887): Der Weiskunig. Nach den Dictaten und eigenhändigen Aufzeichnungen Kaiser Maximilians I. zusammengestellt von Marx Treitsauerwein von Ehrentreit, in: Jahrbuch der Kunsthistorischen Sammlungen des allerhöchsten Kaiserhauses, IV. Band, 1. Hälfte, Wien.
- UNTERKIRCHER F. (1967): Das Tiroler Fischereibuch Maximilians I. (Codex Vindobonensis 7962 der Österreichischen Nationalbibliothek), Teil I (Einleitung, Transkription und Übersetzung), Teil II (Faksimile der Handschrift), Graz-Wien-Köln.
- NIEDERWOLFSGRUBER F. (1979): Kaiser Maximilians I. Jagd- und Fischereibücher. Jagd und Fischerei in den Alpenländern im 16. Jahrhundert. Innsbruck-Frankfurt 1979.
- KOFLER A. (1980a): Zum Vorkommen von Fischen in Osttirol. Carinthia II, 170./90. Jahrgang: 495-516.
- KOFLER A. (1980b): Fischgewässer in Osttiroler Gebirgen, in: Osttiroler Heimatblätter, 48. Jg.: Nr. 4 (Teil 1), Nr. 5 (Teil 2), Nr. 8 (Teil 3) und Nr. 9 (Teil 4).
- PIZZININI M. (1982): Lienz. Das große Stadtbuch: 127-128, im Selbstverlag der Stadt Lienz, Lienz.
- FÜREDER L. & MACHINO Y. (1998): Historische und rezente Verbreitung von Flußkreb- und Steinbeißer in Osttirol. Vorarlberg. Stapfia 58, zugleich Katalog des OÖ. Landesmuseums. Neue Folge Nr. 137 (1998), 77-88.
- HOCHLEITHNER M. (2013): Das Fischereibuch Kaiser Maximilians I. Faksimile und Transkription. Aqua Tech Publications, Kitzbühel.
- PIZZININI M. (2013): Die Lust am Fischen. Osttiroler Fischgeschichte, in: Fischgeschichte – Fischgerichte. Eine Ausstellung rund um den Fisch in Osttirol (18. Mai bis 27. Oktober 2013) im Museum der Stadt Lienz Schloss Bruck, Lienz 2013, 57-69.
- WEINLÄNDER M. (2018): Neues zum Vorkommen von Flusskrebsen in Osttirol, in: Osttiroler Heimatblätter, 86. Jg., Nummer 3-4/2018: 1-3.

IMPRESSUM DER OHBL.:

Redaktion: Univ.-Doz. Dr. Meinrad Pizzinini. Für den Inhalt der Beiträge sind die Autoren verantwortlich.

Anschrift der Autoren dieser Nummer: HR Dr. Wilfried Beimrohr, Direktor des Tiroler Landesarchivs a. D., A-6053 Rum, Korngrasse 8; E-Mail: w.beimrohr@gmail.com – Dr. Michael Forcher, A-6020 Innsbruck, Beethovenstraße 9; E-Mail: michael.forcher@chello.at – Mag. Rudolf Ingruber, A-9900 Lienz, Rufenfeldweg 2 b – Mag. Dr. Martin Weinländer, REVITAL Integrative Naturraumplanung GmbH, A-9990 Nußdorf-Debant, Nußdorf 71; E-Mail: m.weinlaender@revital-ib.at – Mag. Stefan Weis, A-9900 Lienz, Beda Weber-Gasse 33; E-Mail: stefan.weis@gmx.at.

Manuskripte für die „Osttiroler Heimatblätter“ sind einzusenden an die Redaktion des „Osttiroler Bote“ oder an Dr. Meinrad Pizzinini, A-6176 Völs, Albertstraße 2 a; E-Mail: meinrad.pizzinini@chello.at.

ZOBODAT - www.zobodat.at

Zoologisch-Botanische Datenbank/Zoological-Botanical Database

Digitale Literatur/Digital Literature

Zeitschrift/Journal: [Osttiroler Heimatblätter - Heimatkundliche Beilage des "Osttiroler Bote"](#)

Jahr/Year: 2019

Band/Volume: [2019-87-9-10](#)

Autor(en)/Author(s): Diverse Autoren

Artikel/Article: [Osttiroler Heimatblätter Jahrgang 87: 500 Jahre Maximilian I. \(1519-2019\) Beiträge des Bezirks Lienz zum Tiroler Gedenkjahr 1](#)